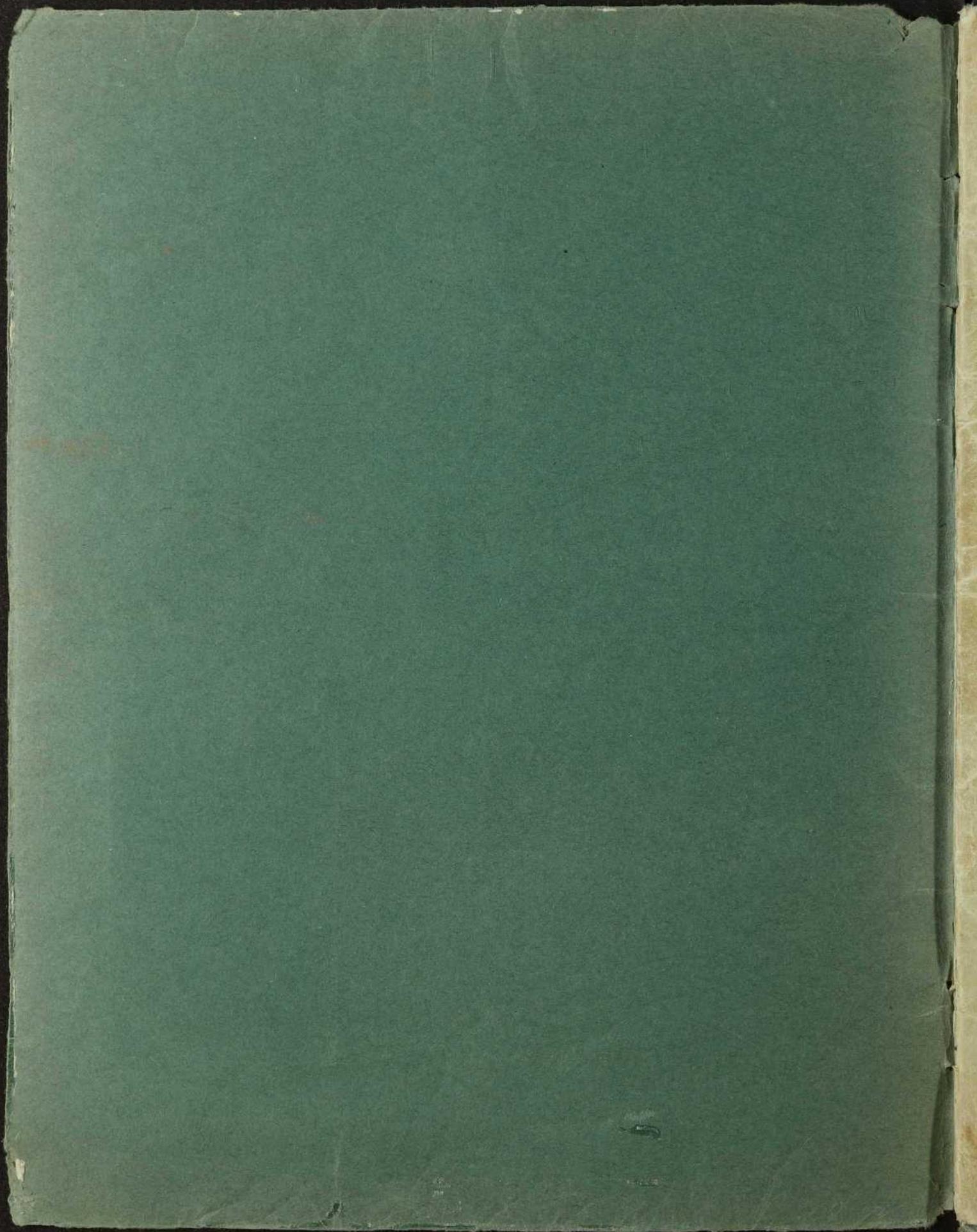


POM-
PERI-
POSSA



KNECHT RUPRECHT

Sidus



Herausgegeben von ERNST BRAUSEWETTER * Verlag von SCHAFFSTEIN & Co. Köln ^{M. 1900} / R. H.

= Bd 1 + 2 Ausgabe

Spende
Myriad Kailer, Pullach
geb. Besser 1
August 2007

Knecht Ruprecht

Kinder-Weihnachtsblatt

Herausgegeben

von

Ernst Brausewetter



Verlag von Schaffstein & Co.

Köln a. Rhein.

Handwritten: H. B. u. Co.

Verzeichnis der Mitarbeiter.

Schriftsteller:

	Seite		Seite
Ernst Brausewetter	20, 26/27, 49/50	Dr. Löwefe	41
Paula Dehmel	10, 33-35	M. Meißner	2
Dr. Richard Dehmel	12-14	Eva Raders	28, 35
Paula und Richard Dehmel	2, 15	Dr. Richard Schmidt-Cabanis	16
Elisabeth Ebeling	1	Dr. Hans Schmidkunz	29-32
Dr. Ernst Eckstein	5-8	E. Siebert	15
M. v. Eschstruth (Pseud. M. v. Eschen)	15	Per Siole	8
Dr. Gustav Falke	2, 46	Dr. Julius Stettenheim	14
Dr. César Glaischlen	3, 10	H. Tauscher	41
Paul Friebe	36	Dr. J. Crojan	10, 26
Prof. Robert Hamerling	22	Krel Wallengreen	42-44
Hannchen	47	Jakob Wassermann	17-19
Mia Holm	2, 9, 11, 46	Adelheid Wette	48
Börge Janssen	3/4	Johannes von Wildenradt	37-40
Georg Lang	41	Richard Zoozmann	23
Detlev von Liliencron	46		

Künstler:

	Seite		Seite
J. B. Engl-München	16, 24/25, 29, 36	Paul Hendel-Berlin	10, 12/13, 28
Fidus (Hugo Höppener)-Berlin Umschlagbild, 2, 23, 45		Hermann Kaulbach-München	49
Senzmer-Berlin, Farbendruck-Beilage	40	Hans Koberstein-Berlin	37, 39
Fr. Grottemeyer-Berlin	1, 3, 4, 5, 6, 7, 33, 34	Th. Münzer-München	21
f. Hegenbarth-München	33, 34	Carl Schmidt-Helmbrechts-München	11, 26
Th. Heine-Leipzig	9, 15	Engelbert Weiner-München	46

Komponisten:

	Seite
Hans Hermann	22
E. Humperdinck	48

10
398.3
KNE

INTERNATIONALE
JUGEND-
BIBLIOTHEK
A

2007H/D 117
c



Wünschen an den Weihnachtsmann

Ach, lieber, einziger Weihnachtsmann,
ich bitt' dich herzlich, — so sehr, als
ich kann:

Seh' nicht an meinem Hause vorbei.
Ich machte zwar einige Sachen entzwei,
zerbrach dem Pferd' und dem Esel den Kopf,
zerkaufte Schwesterchens Puppe den Zopf,
gehorchte nicht immer dem Vater auf's Wort,
und rannte dem lieben Mütterlein fort;
auch hab' ich bisweilen beim Waschen geschrie'n,
doch da mir die guten Eltern verzieh'n,
so bitt' ich noch einmal: Ach bring' mir
recht viel,

ein blankes Gewehr und ein lustiges Spiel,
auch Reifen und Bälle, — die hätt' ich

so gern,
dazu ein Bäumchen mit goldenem
Stern,
mit Äpfeln und Nüssen und
Lichtern so hell,
ein Buch mit Bildern, ein Lämm-
chen mit Fell;
vergiss auch nicht — merk' es dir,
bitte, genau,
den Kasten mit Stiften in grün,
rot und blau,
den Hof mit den Hühnern darin
und dem Hahn,
die Trommel, den Helm und
den Marzipan;
und wenn dein Sack dann noch
immer nicht leer,
dann, lieber Knecht Ruprecht,
dann bring' mir noch mehr.

Elisabeth Ebeling.



Grottemeyer

M. R. G.



Miniature von Fidus.

Kinderreim.

Schmetterling, Schmetterling!
Tausend, kannst du fliegen.
Könnten wir dich schnelles Ding
doch zu fassen kriegen.

Aber dieses Mißgeschick,
ach, es ist zum Weinen,
unser Hänschen ist zu dick
und zu kurz von Weinen.

Alles Laufen hilft ihm nicht,
lächerliche Faren,
warten muß der kleine Wicht,
bis ihm Flügel wachsen.

Wenn der Hans erst fliegen kann,
ei, wer möcht's nicht sehen?
Armer Butterlicker, dann
ist's um dich geschehen.

Gustav Falke.

Schneebälle.

Von M. Meißner.

Ginst hatten die kleinen Engelsknaben oben im Himmel
einen schulfreien Nachmittag, denn dem St. Petrus
zu Ehren wurde ein großes Fest gefeiert. Ihr Lehrer,
St. Michael, sprach also zu ihnen: „So, für heute
braucht ihr nun nicht mehr zu arbeiten, sondern dürft
nach Herzenslust spielen.“

Das ließen sie sich nicht zweimal sagen; schnell packten
sie ihre Bücher zusammen und kletterten zwischen den Wolken
und Sternen auf und ab. Nach einer Weile sahen sie in
weiter Ferne eine schöne, silberweiße Wolke. Die Engelein
riefen: „Bitte, liebes Wölkchen, komm' doch ein bißchen
näher, damit wir dich ordentlich betrachten können!“ Aber
die Wolke schien sie nicht zu hören; denn sie rührte sich nicht
von der Stelle. Da bauten sie sich schnell einen kleinen
Kahn und fuhren zu ihr hinüber. Nun sahen sie, daß in
der weißen Wolke der Schnee für den nächsten Winter lag,
ganz rein und blendend weiß.

Sie klatschten vor Freude in die Hände: „Das ist ja
herrlich; da halten wir gleich eine Schneeballschlacht!“
Gesagt, gethan. Bald flogen die Bälle hinüber und herüber,
und die kleinen Engelein freuten sich sehr über das lustige
Spiel. Endlich aber wurden sie desselben müde und sprachen:
„Was sollen wir nun mit unseren schönen Bällen machen?“
Da rief einer: „Wir wollen sie hinunter auf die Erde
werfen; die Menschen werden sehr erstaunt sein, wenn es
plötzlich im Sommer schneit.“ Nun fingen sie an, die
alte Erde mit ihren Schneebällen zu bombardieren. Aber,
o Wunder! Diese kamen nicht als Schneeflocken dort an,

sondern als hübsche, kleine Bälle, gerade so, wie sie die
Engelsknaben gemacht hatten. Sie fielen auf die grünen
Sträucher und blieben daran hängen; auch als die Sonne
darauf schien, wurden sie nicht zu Wasser, sondern ver-
wandelten sich schließlich in liebliche Blumen.

Die lieben Engelein freuten sich sehr über ihren ge-
lungenen Streich. Die Leute aber schüttelten die Köpfe
und sagten verwundert: „Woher mögen denn nur die
Schneebälle kommen, jetzt im warmen Sommer?“

Als dann aber die richtige Zeit für den Schnee kam,
da war die Wolke leer, und es hat in jenem ganzen Winter
nicht ein einziges Flöckchen auf Erden geschneit.

¶

Die Rose.

Sieh die Rose, liebes Kindchen,
blicke tief und ernst hinein;
denn in ihrem Schoße müssen
liebliche Gedanken sein.

Küß die Rose, liebes Kindchen;
denn sie fühlt es, ohne Scherz:
Jede Blume, welche duftet,
hat ein liebevolles Herz.

Mia Solm.

¶

Kinderfücke.

Marie-Marei will Braten machen,
hat keine Pfanne;
nimmt sie sich die Schiefertafel
von klein Schwester Hamme.
Hat sie eine Pfanne.

Marie-Marei will Braten machen,
hat keine Butter;
borgt sie beim Kanarienvogel
rasch ein bißchen Futter.
Hat sie Butter.

Marie-Marei will Braten machen,
hat keine Kohlen;
vor der Thür steht roter Mohn,
geht sie den sich holen.
Hat sie Kohlen.

Marie-Marei will Braten machen,
fehlt noch das Gäschen;
nimmt sie sich die Stullenbüchse
von klein Bruder Fränzchen.
Hat sie's Gäschen.

Hei, mit diesen Wunderdingen
muß der Braten wohl gelingen.
Bitte zu Tisch!

Paula u. Richard Behmel.

Aber Hans!

Aber Hans! wer wird denn weinen!
Pfui, welch häßliches Gesicht!
Merk dir, kleine Mädchen weinen,
Jungen, Hänschen, thun das nicht!

Fräuschen habe dich geschlagen!!
Hast du dich denn nicht gewehrt!!
Hast ja Flinte, Helm und Säbel!
Doch nun endlich aufgehört!

Schäm' dich, ein so großer Junge
und ein so verweint Gesicht!
Kleine Mädchen dürfen weinen —
Jungen, Hänschen, thun das nicht!

Caesar Flinschlen.



Auf und Nieder.

Erzählt von Børge Janssen.
Illustrirt von F. Grotmeyer.

Michel Reineke, der Fuchs, machte einen Abendspaziergang. Eigentlich hatte er daran gedacht, Frau und Kinder mitzunehmen; aber er hatte es aufgegeben, da er meinte, es wäre ihnen besser, sie gingen schlafen.

Na, Michel hatte seine Pfeife angezündet und seinen Schnurrbart gedreht, ein Veilchen ins Knopfloch gesteckt und die Schnauze frisiert und meinte wohl, er brauche sich seines Aussehens nicht zu schämen.

Es war schöner Mondschein, und wie Michel so dahinwanderte, wurde ihm ganz weich um's Herz, wenn er nach dem Monde emporstielte und jener Zeit gedachte, da er um seine Frau gefreit hatte.

„Ach ja, ach ja“, seufzte er — „nun sind wir verheiratet!“

Im selben Augenblicke kam er an einem Bauernhofe vorbei; da wollte er ein wenig hineingucken nach seinen lieben Freunden, den Gähnern, und

er schnoberte und schnoberte; aber auch nicht ein Kläselein ließ sich sehen, und mißmütig schüttelte er den Kopf, indem er murmelte:

„Schlechte Zeiten, schlechte Zeiten, schlechte Zeiten!“

Als er gerade fortgehen wollte, erblickte er den Brunnen, schlich hin und guckte in ihn hinein.

„Was ist das?“ dachte er.

„Solch ein schöner Milchkäse! Ho, ho, da unten haben sie Käseteller! Ja, man muß an die lieben Kinder daheim

denken; sie essen Käse so gern!“

Unter solchen Gedanken schlich Michel rund um den Brunnen herum und untersuchte die

Maschinerie, und er meinte, es wäre weiter nichts Besonderes dabei — zwei Eimer über einer Rolle, der eine unten, der andere oben.

„Ja, das kann immer eines Versuches wert sein“, dachte er und sprang in den einen Eimer, und — rutsch, rutsch, fauste er hinab, tief, tief hinab und — plumps, da saß er bis zum Kragen im Wasser.

Michel nieste einigemal und guckte sich dann nach allen Seiten um. Fort war der Käse, ganz fort; aber — oh, oh, hoch dort oben grinste der Mond zu ihm hernieder, und hier im Wasser grinste er wieder.





„Oh, ich dummes, dummes Vieh“, klagte er, indem er begann, seine Nase zu putzen, „das war der Mond — und der Mond ist nicht einmal ein grüner Käse!“

Nun geschah es, daß der Wolf auch gerade einen Abendspaziergang machte und gerade zu demselben Hofe gelangte, und er schnoberte und schnoberte und roch, daß ein fetter Bissen zum Abendbrot in der Nähe war, und zuletzt kam er denn auch zum Brunnen hin, in welchem Michel saß und hustete.

„Was treibst du denn da?“ fragte der Wolf.

„O —“ erwiderte der Fuchs, „ich sitze hier und ver-
speise ein Stück Käse!“

„Ist der Käse gut, Michel?“

„Om, sehr schön! Willst du kosten?“

„Kosten — ja — aber wie soll ich da hinunter-
kommen?“

Michel bedachte sich ein wenig und fand dann heraus, daß der Wolf schwerer wäre, als er selbst, und ihn also emporziehen könnte, wenn er in den andern Eimer hineinspränge.

„Du brauchst dich nur in den Eimer zu setzen!“ rief Michel.

„In den Eimer, na — ja — ah, ja wohl!“

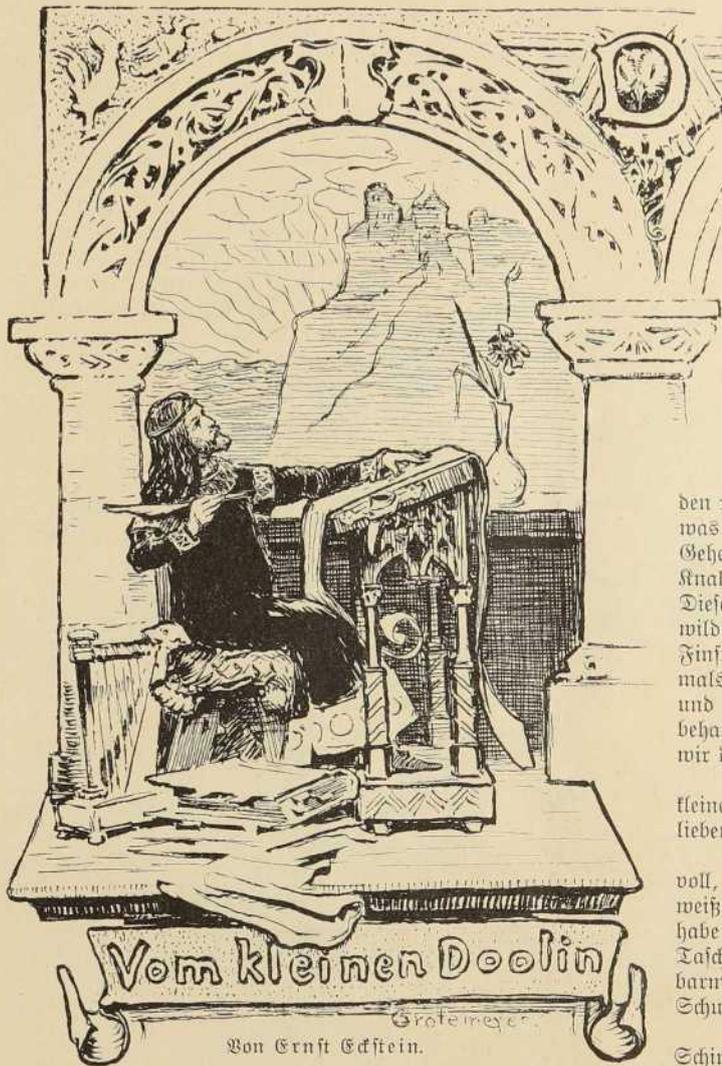
Und dann setzte er sich in den oberen Eimer, und Michel sprang in den unteren, und während der Fuchs emporfuhr, fuhr der Wolf hinunter, und in der Mitte begegneten sie einander.

„Aber was ist denn das“, rief der Wolf, „läufst du davon?“

„Ach ja“, grinste Michel, „in dieser Welt geht es immer mit dem einen hinauf, mit dem andern hernieder!“



Ernst Meyer 1909



Vom kleinen Doolin

Von Ernst Eckstein.

Illustriert von F. Grottemeyer.

Der kleine Doolin war der älteste Sohn eines vornehmen, streitbaren Ritters, der vor langen Jahrhunderten im nördlichen Frankreich lebte. Später ist Doolin selber der großmächtigste Held seiner Zeit geworden. Ein altfranzösischer Dichter hat ein ganzes dickleibiges Buch über ihn geschrieben: das ist wunderherrlich zu lesen. Aber schon als neunjähriger Knabe, eh' er noch das Geringste geleistet hatte, kam Doolin durch einen merkwürdigen Zufall in den Ruf unüberwindlicher Tapferkeit. Wie dies zugeht, will ich euch hier wahrheitsgetreu erzählen. Wer's nicht glaubt, lernt zur Strafe sechs Verse auswendig.

Der Vater des kleinen Doolin war damals auf Reisen; — ich glaube in Palästina. Der untreue Schlossverwalter benutzte die Abwesenheit seines Herrn, um die verlassene Rittersfrau, die Mutter des Doolin, auf die er schon längst einen Bohn hatte, mit jedem Tag mehr zu quälen und zu mißhandeln. Zuletzt sperrte er sie aus niederträchtiger Bosheit in das Gewölbe unter dem Schloßthurm. Den Doolin aber und seine beiden Geschwister übergab er einem

der Dienstleute mit dem Befehl, die drei Kinder aufs Meer zu fahren und dort zu ertränken.

Im letzten Augenblick noch gelang es dem kleinen Doolin, sich dem Griff seines Mörders durch die Flucht zu entziehen. Er lief, was er nur laufen konnte, immer von dem Gedanken verfolgt: „Jetzt packt er dich und schleppt dich zurück und wirft dich in's Wasser!“

So kam Doolin, als die Sonne schon tief stand, in einen großen, dunklen Wald. Anfangs war ihm das gerade erwünscht. Der grausame Knecht, der ihm nachstellte, konnte ihn hier zwischen den mächtigen Baumstämmen nicht so leicht auffinden. Bald aber merkte Doolin, daß er die Richtung verlor. Die Nacht sank herab. Mit jeder Minute ward es unter den riesigen Wipfeln schwärzer und schreckhafter. Und — was das schauerhafteste war — ringsumher fing ein Geheul und ein Gebrüll an, daß dem unglücklichen Knaben vor Todesangst die Haare zu Berg standen. Dieser furchtbare Lärm rührte von den zahlreichen wilden Tieren her, die jetzt unter dem Schutze der Finsternis, wie allnächtlich, auf Raub ausgingen. Damals nämlich gab es noch überall Tiger und Löwen und Bären und Leoparden die schwere Menge. So behauptet wenigstens der altfranzösischer Dichter, dem wir die Lebensgeschichte des Doolin zu verdanken haben.

Bei diesem unbändigen Raubtiergeheul fiel der kleine Doolin auf die Kniee und betete inbrünstig zum lieben Gott.

„Du lieber, himmlischer Vater,“ flehte er demutsvoll, „steh' mir in Gnaden bei und errette mich! Du weißt, ich bin noch so klein und schwach! Und ich habe auch gar keine Waffen bei mir! Nur das winzige Taschenmesser, das mir der Pate geschenkt hat! Erbarme dich meiner und nimm mich in deinen gnädigen Schutz! Amen.“

Da ging der Mond auf. In seinem goldgelben Schimmer, der schräg zwischen den Baumstämmen hereinsiel, sah Doolin eine uralte, hohle Eiche. Er nahm das für einen Wink des Himmels, schritt auf die Eiche los, warf ein paar Armvoll durrer Blätter hinein und kroch dann vertrauensvoll nach, um in dem hohlen Baumstamm die Nacht zu verbringen. Der Vorsicht halber wühlte er sich bis an den Hals unter das trockene Laubwerk, das ihn nicht nur gegen die Kälte schützte, sondern auch vor den reißenden Tieren verstecken sollte. Der kleine Doolin wußte ja nicht, wie scharf solche Bestien sehen, besonders die aus dem Raubgeschlecht. Er war fest überzeugt, daß er nun wohlgeborgen sei. Er sprach noch ein Vaterunser und schlief dann getrost ein.

Da kam ein Tiger des Wegs daher, ein ungeheures Tier mit breitgährendem Rachen, schaurigen Zähnen und einem riesigen, armsdicken Schweif. Der Tiger hatte noch nicht sein Nachtmahl gehalten. Er war höchlich erfreut, als er da in der Baumhöhle den frisch-blühenden Knaben wahrte, dessen hübsches Gesicht eine so anmutige Rundung zeigte.

„Den kann ich gebrauchen!“ sagte er zu sich selbst. „Meine Jungen werden schön überrascht sein! Endlich einmal etwas Ordentliches und Feines! Die Antilope von gestern war zäh wie Juchtenleder, und die zwei Affen

jüngst vom Platanenberg schmeckten wirklich ein bißchen thranig."

Und somit wollte er auf den kleinen Doolin losstürzen und ihn totbeißten.

Aber da hatte er nun die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Beinahe gleichzeitig mit dem Tiger, der von links kam, war von der andern Seite her ein Löwe auf den Schauplatz getreten. Ein wahrer Prachtferl mit goldrot wallender Mähne und majestätisch funkelnden Blut-Augen. Der Löwe nahm wahr, wie der blutdürstige Tiger Anstalten machte, ein wehrloses Kind meuchlings im Schlafe zu überfallen. Dies hinterlistige Vorhaben kam dem König der Tiere doch gar zu feig und erbärmlich vor.

"Pfiui!" rief er in höchster Entrüstung und vertrat dem Tiger den Weg.

"Ziemt sich dergleichen für einen Waldbewohner von deiner Körperkraft? Wenn du noch Mut hast, wage dich doch an Elefanten

Augenblick durch einen Tagenschlag niedergestreckt zu werden. Er glaubte, der Löwe bedrohe ihn ebenso feindselig, wie der Tiger.

Da plötzlich sah er, wie sich die beiden Raubtiere mit ihren Bordertagen laut brüllend widereinander aufrichteten.

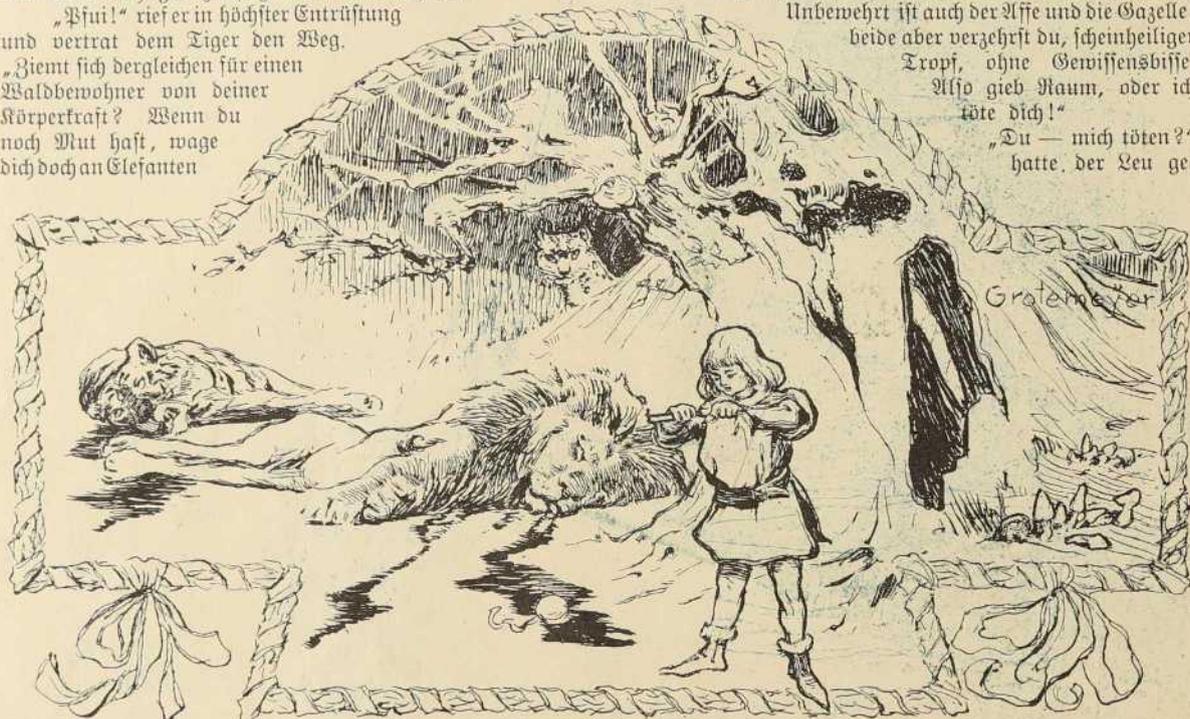
In seiner großen Gemütsbewegung hatte Doolin überhört, was die erbosten Gegner inzwischen geredet hatten.

"Ich verbitte mir jede Einmischung!" hatte der Tiger getobt. "Niemand hat sich darum zu kümmern, wie und wo ich meinem Beruf nachgehe. Als Tiger gehöre ich zu den Fleischfressern und habe das Recht, selbst die zärtlichsten Menschenfinder in meinem Haushalt zu schlachten.

Unbewehrt ist auch der Affe und die Gazelle; beide aber verzehrst du, scheinheiliger Tropf, ohne Gewissensbisse.

Also gib Raum, oder ich töte dich!"

"Du — mich töten?" hatte der Leu ge-



und Büffel, aber nicht an zarte, neunjährige Menschenfinder!"

Bei der tiefen Bassstimme des Löwen wachte Doolin auf. Das Herz stand ihm fast still vor Entsetzen. Unwillkürlich sah er mit der rechten Hand in die Tasche. Ja, dort steckte es noch, das zierliche Schildpatt-Messer, mit dem er in glücklichen Tagen sich Pfeifen geschnitzt oder den Kötel geschabt hatte. Als ihm der liebevollste Pate dies Messerchen zum Neujahrstage auf den Tisch legte, war Doolin der Meinung gewesen, nun besitze er eine mannhafte Wehr gegen Räuber und Widerfacher. Und deswegen fuhr er auch jetzt mit der Hand unwillkürlich nach dem kleinen Geschenk, das ihn so stolz gemacht und so selbstbewußt. Als bald aber dünkte ihm das armselige Ding mit der schwachen, schadhast gewordenen Klinge so ohnmächtig im Vergleich zu den natürlichen Waffen der beiden Raubtiere, daß er die Hand wieder wegzog und jeden Gedanken an eine Gegenwehr aufgab. Er schickte ein Stoßgebet zum Himmel empor, befahl seine Seele Gott und hielt sich voll stiller Ergebung bereit, im nächsten

antwortet. "Kläglicher Prahler! Ich wiederhole dir: laß ab von dem Knaben! Ich dulde nicht, daß du ihm auch nur ein Haar krümmst!"

Und er fletschte die Zähne und schug die Kinnladen widereinander, daß es unsagbar grausenhaft durch den nächtlichen Wald dröhnte.

So waren die beiden furchtbaren Gegner in Streit und Fehde geraten. Jetzt endlich entnahm Doolin ihren feuchenden Zornesworten, daß der großmütige Löwe für ihn kämpfte, daß er ihn selbstlos schützen wollte gegen den heimtückischen Angriff des Tigers. Das Herz des Knaben schwoll vor glühender Dankbarkeit. Er fühlte den stürmischen Drang, mit seiner schwachen Kraft dem Löwen zu Hilfe zu eilen. Aber der Schreck lähmte ihm alle Glieder. Er konnte sich nicht von der Stelle rühren.

Über alle Beschreibung gräßlich waren die Wunden, die sich die beiden Tiere nun im furchtbaren Ringen beibrachten. Manchmal verbissen sich die wild schnaubenden Rachen fest ineinander. Dabei zerfleischten sie sich mit ihren stahlharten Klauen bis auf die Knochen. Endlich

sanken sie bleischwer auf das blutüberströmte Moos. Der Tiger war tot; der Löwe lag in den letzten Zügen.

„Ich vergehe vor Durst!“ stöhnte der Leu mit einem Blick nach der Baumhöhle, wo Doolin atemlos unter den trockenen Blättern lag. „Wenn du kannst, gib mir etwas zur Kühlung meiner verschmachtenden Zunge!“

Doolin hatte vom letzten Frühstück noch eine rote Orange bei sich. Schlotternd vor Aufregung schlüpfte er aus dem Eichenstamm heraus, nahm sein Taschenmesser und klappte es auf, um die Orange zu schälen. Eh' er jedoch damit fertig war, seufzte der Löwe schmerz erfüllt:

„Weh' mir, es geht zu Ende! Mich tröstet das frohe Bewußtsein, daß ich um einer gottwohlgefälligen Sache willen den Tod erleide. Leb' wohl — und bewahr' mir ein gutes Andenken!“

Somit reckte er seine Glieder, neigte das mähenumwallte Haupt, stieß einen kurzen, klagenden Schrei aus und starb.

Dem kleinen Doolin fiel vor Schreck das Messer mitsamt der Orange zu Boden. Die Orange ließ er natürlich in dem dampfenden Blut liegen, da er sie so besetzt nicht mehr genießen konnte. Das Messer jedoch nahm er auf und suchte es mit einer Handvoll Gras reinzuwischen.

Wie er noch eben damit beschäftigt war, kam ein hungriger Leopard über das Moos getrabt. Der Leopard ahnte nicht, was sich ereignet hatte. Bei dem unausgesetzten Gebrüll und Geheul, das zur Nachtzeit hier in dem Wald herrschte, war ihm das Kampfgetöse der wütenden Waldkönige nicht weiter aufgefallen. Als er die beiden riesigen Tiere nun starr und leblos in ihrem Blut schwimmen sah und neben ihnen den blondlockigen Knaben erblickte, der sein triefendes Messer abwischte, da glaubte er in seinem unklugen Leoparderverstand, der kleine Doolin habe mit diesem Taschenmesser den Löwen sowohl wie den Tiger zu Fall gebracht. Das furchtsame Tier bekam eine solche Angst, daß es den Schweif einklammerte und spornstreichs davonrannte, wie ein übel erzogener Hund, der in der Speisekammer ertappt wird. Der kleine Doolin dünkte ihm schreckhafter als Löwe und Tiger zusammengenommen.

„Das fehlte mir noch,“ dachte der flüchtende Leopard, „daß ich hier einem Zauberer mit einem Wunderdold in den Wurf komme! Hoffentlich setzt mir der graufige Kerl nicht nach. Ich bin noch so jung und finde das Leben so angenehm. Ich möchte nicht mit dem blutigen Messer da niedergemacht werden, wie der beklagenswerte Leu und der arme, zerfleischte Tiger!“

Er sah sich von Zeit zu Zeit um und atmete erst wieder auf, als er sich überzeugt hatte, daß ihm der vermeintliche Zauberer nicht nachfolge.

Nach drei Minuten begegnete ihm ein schwarzbrauner Bär.

„Was rennst du so?“ fragte das zottige Ungetüm. „Komm und renne du mit, wenn du dein Leben liebst!“ versetzte der Leopard und machte eine Sekunde lang Halt. „Da drunten bei der uralten Eiche steht ein blondlockiger Knabe mit brandrotem Halstuch, der ist stärker und machtvoller, als sämtliche Riesen des Hochgebirgs. Er wirft mit dem kleinen Finger den kräftigsten Giesanten um. Ein breitstirniger Löwe und ein Tiger, so groß wie du, liegen von ihm getödet am Erdboden. Wenn ich bei Zeit nicht entflohen wäre, hätt' er auch mich rettungslos aufgespießt . . .“

Die klappernde Todesangst, die aus der Stimme des Leoparden sprach, wirkte noch mehr, als sein Bericht selbst. Der Bär, dem sonst nicht so leicht jemand Furcht einjagen konnte, erschrak bis in das tiefste Mark hinein. Er machte sofort kehrt und schloß sich dem Leoparden mit leidenschaftlicher Fluchtbegier an.

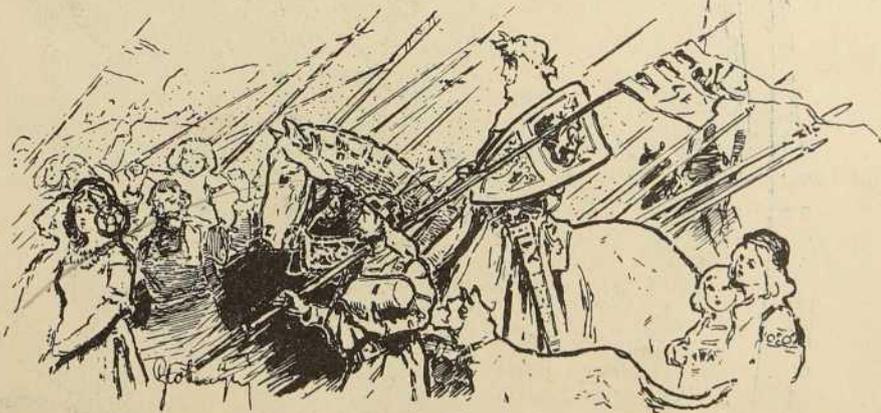
Wie nun den beiden nach abermals drei Minuten etliche jagdfrohe Wölfe begegneten, war der leuchtende Bär in der Schilderung des entsetzlichen Knaben mit dem goldblonden Haar und dem brandroten Halstuch fast noch beredter, als vorhin der zitternde Leopard.

Kurz und gut: noch in der selbigen Nacht verbreitete sich das Gerücht von der Unbesiegbarkeit Doolins wie ein Lauffeuer durch den ganzen, gewaltigen Forst. Die wilden Bestien, die ihn sonst wohl unfehlbar gefressen hätten, gingen ihm todesbang aus dem Weg, so daß er ungestört bis zum folgenden Tagesdämmern in seiner blättergefüllten Baumhöhle schlafen konnte. Mit Sonnenaufgang erhob er sich, sprach sein Gebet und schritt dann mutig und dankbar gegen die Vorsehung, die ihn so huldvoll behütet hatte, immer nach Westen.

Als er am Nachmittage ein schmuckes Dorf jenseits des Waldes erreichte, mußten bereits die Bewohner, welsch ein großer, gewaltiger Held er war. Jedermann bezeugte ihm ehrfürchtige Scheu und Bekommenheit. Zwar erzählte er gleich bei der Abendsuppe, die man ihm vor-

setzte, wie sich die Sache mit dem großmütigen Löwen und dem Tiger verhielt: aber man glaubte ihm nicht. Die Leute meinten, er sage das nur aus Bescheidenheit und weil er den Menschen die Angst vor dem gold-

blonden Haar und dem brandroten Halstuch benehmen wollte.



So ging der Ruf von der Stärke und Tapferkeit Doolins ohne sein Zuthun lang, lang vor der Zeit durch die Lande, bis der Knabe zum Manne ward und dann in Wirklichkeit Thaten vollführte, die alles weit übertrafen, was Ritter und Helden bis dahin mit ihren guten Schwertern geleistet hatten. Er hätte es aber wohl niemals so weit gebracht, wäre ihm nicht die gute Meinung und Hochachtung seiner Mitmenschen gleich von Anfang

an so eifrig entgegengekommen. Zur Erinnerung an sein Abenteuer in dem gefährvollen Walde fügte er später einen sterbenden Löwen und einen hohlen Eichenstamm seinem gräflichen Wappen ein.

Merke dir: beim Erfolg ist nicht alles Verdienst, sondern auch vieles Gnade und Glück. Wenn du erst einmal groß bist, wird dir das noch viel besser einleuchten, als jetzt.



Silflos.

Eine Erzählung von Per Sivle.

In jenem letzten Sommer, da ich noch zum Schulunterricht ging, bekam ich eine Schrotbüchse geschenkt.

Peter Sem, ein Vetter von mir, sollte nach Amerika gehen. Bevor er abreiste, kam er zu uns, um Lebewohl zu sagen, und da hatte er die kleine Schrotbüchse mitgebracht. Ich sollte sie zum Andenken behalten, sagte er.

Noch am selben Abend mußte unser Anecht mir zeigen, wie man sie lädt und zielt. Und ehe es noch dunkel wurde, hatte ich bereits eine Schrotladung nach der andern in die Wand des Schmiedeschuppens hineingeschossen.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Am Vormittag pflegte Vater aus der Bibel vorzulesen, da wir die Kirche wegen der weiten Entfernung nicht immer besuchen konnten; aber gleich nach dem Mittagessen nahm ich meine Büchse und stieg zur Berghalde hinauf. Ich war überzeugt, daß ich mindestens einen Fuchs als Jagdbeute heimbringen würde. Wer konnte wissen, vielleicht begegnete ich sogar dem Bruder Pøg und konnte ihm einen Schuß ins Ohr geben; denn so hatte es ein Junge droben in Nordland gemacht, von dem in der Zeitung gestanden hatte.

Wie ich so hinaufstieg, sperrte ich Ohren und Augen auf. Eine Krähc scheuchte ich auf; aber ich war zu stolz, um ihr Beachtung zu schenken.

Noch droben sah ich einen Adler auf seinen breiten Schwingen die Felsenspitze umsegeln, auf der er sein Nest hatte — in erhabener Ruhe in seiner eigenen Welt, zu der Menschenmacht nicht hinaufreichte.

Aber ich gewahrte keinen Pøg und keinen Fuchs, nicht einmal einen elenden Hasen.

Der Wald lag schwül und matt im Sonnenbrand und genoß gleichsam seine Sonntagsruhe; nur die Singvögel oben in den Zweigen brachten Lebenslaute in die Stille.

Die Sonne war schon im Begriff, ihre runde, rote Wange an die Bergkette im Westen zu lehnen, da drehte ich um und trabte hinunter — ohne nur einen Schuß abgegeben zu haben.

Und ich war sehr düster gestimmt, wie ich da so hinabschritt. Ich spähte nach allen Seiten nach einer Krähc oder einem Star aus, wenn es schon nichts anderes war; denn nun hätte ich auch damit vorlieb genommen. Aber nein — nichts!

Da gewahrte ich zufällig in einem Busch, ganz dicht bei, einen kleinen Vogel. Er sah so lustig und zutraulich aus, wie er da saß und wippte und leise trillerte.

Ich liebte sonst die kleinen Vögelchen, hatte sogar mehr als einmal mich dem widersezt, wenn die Zungen ihnen etwas zu leide thun wollten. Aber nun packte mich plötzlich die Böswilligkeit; ich wurde von einer unbändigen Mordlust ergriffen — die Büchse lag an meiner Wange; der Schuß ging los. Der Rauch verzog sich. Aber mir wurde seltsam zu Mut, als ich sah, daß der Vogel noch auf demselben Fleck saß. Ich ging näher hin; doch er blieb sitzen, mit dem Schweif auf den Zweig gestützt.

Ich sah, wie schwer das feine, grauweiße Brüstchen ging; hie und da durchzuckte ein Leben den kleinen Leib, und unter der einen Schwinge kam ein winziger hochroter Punkt hervor.

Erstaunt blieb ich stehen und beobachtete.

Aber je länger ich hinsah, desto mehr war es, als wenn die beiden Vogelänglein mich rein mit einem Zauberbann umstrickten. Sie waren rund und blank wie Wassertropfen; aber Leben blinkte in ihnen, blinkte und stimmerte hernieder, hernieder aus einer schwarzen, bodenlosen Tiefe.

Die Büchse entfiel meinen Händen. Und mir war es nach und nach, als wenn ich nichts weiter sah, als diese beiden kleinen Augen.

Schließlich wurde es so, daß ich sie nicht nur sah, sondern sie gleichsam hörte. Sie baten nicht um Schonung, sie schrien nicht nach Rache; aber ich hatte ein Gefühl, als flüsterten sie mir ständig in die Seele das beängstigende Gefühl des: „Silflos!“ hinein.

Da durchzuckte mich urplötzlich der Gedanke, daß ich von Sinnen werden müßte, wenn ich mich nicht von diesen Augen losriß und sie aus der Welt schaffte.

In fieberhafter Hast ergriff ich einen Stecken und schlug nach dem Vogel, so daß er den Hügel hinabrollte.

Aber damit begnügte ich mich nicht; ich schlug, so daß die Erde umhersprigte, schlug und trampelte, trampelte und schlug, solange noch eine Feder von ihm zu sehen war.

Dann ergriff ich die Büchse und eilte in großen Sprüngen bergab.

Aber wenn ich glaubte, die beiden, kleinen Augen dadurch los zu sein, irrte ich mich. Noch lange Zeit tauchten sie plötzlich, ob ich wach war oder schlief, vor mir auf und erschreckten mich.

Und das weiß ich, mit der Büchse that ich keinen einzigen Schuß mehr.



Zeichnung von Th. Seine.

Klein-Annchen und der Riesen-Käfer Summ.

Geht Klein-Annchen froh spazieren,
kommt der Riesen-Käfer Summ,
fliegt dem Kindchen dreist entgegen
mit dem gräßlichsten Gebrumm —

Und Klein-Annchen, sehr in Ängsten,
fängt entsetzlich an zu schrei'n,
und ins Mündchen, weit geöffnet,
fliegt der Käfer schnell hinein.

Mia Holm.



Liebes Püppchen . . .

Liebes Püppchen, komm, tanze mit mir!
 Horch nur, wie schön Mama spielt Klavier!
 Komm, gieb die Hand und thu nicht so dumm!
 Eins, zwei, drei: links und dann rechts herum!

Polka und Walzer um Tisch und um Bank!
 Lieber recht lustig und tanzen, als krank!
 Lieber ein Loch im Kleidchen gestickt,
 als zu Doktor und Apotheker geschickt!

Esar Flaischlen.

Zeichnung von P. Sengel.

Das Frühstück.

Des Morgens um halb acht herum,
 macht Rumpelmann das Mäulchen
 krumm;

und keine fünf Minuten drauf,
 da wacht Rumpumpel auf.

Dann kommt der kalte Badeschwamm,
 Rumpumpel hält die Ohren stramm;
 und schlägt die Ticketacke acht,
 wird ihm die Milch gebracht.

Die schmeckt Rumpumpeln aber fein;
 er brockt sich seinen Zwieback ein
 und ist das Schüsselchen hübsch leer;
 Rumpumpelchen, das freut mich sehr;
 heute giebt's schön Wetter!

Paula Dehmel.

Saules Lieschen.

(Anagallis arvensis.)

Eine Feldblum ist im Land,
 faules Lieschen zubenannt.
 Hübsch und rot ist ihr Gesicht,
 gar zu oft nur sieht man's nicht.

Ist die Sonne längst herauf,
 schließt sie erst die Augen auf.
 Erst wenn all die andern wach,
 kommt das faule Lieschen nach.

Am Nachmittag, wer schon früh
 müd' und schläfrig wird, ist sie.
 Eh' die andern gehn zur Ruh,
 fallen ihr die Augen zu.

Ist denn, faules Lieschen, sprich,
 nichts der Morgentau für dich?
 Nichts der Wind, der Kühlung bringt,
 wenn die Sonne niedersinkt?

Oftmals, wenn nach dir ich seh',
 übers Feld ich suchend geh',
 schläfst du schon und schläfst du noch —
 und so niedlich bist du doch!

J. Trojan.



Weihnachtslied eines Kindes.

Tausend Engel flogen heut' Und sein Bäumchen seh' ich hier
 lustig durch die Stadt, auf dem Tische stehn,
 und ein Bäumchen in der Hand und den Engel hör' ich leis
 jeder Engel hat. hin und wieder gehn.

Einer sah mich freundlich an, Legte ab sein Flügelpaar,
 kam mir lächelnd nah — als er kam ins Haus:
 ach, und lachte und sah aus immer noch wie die Mama
 grade wie Mama. sieht der Engel aus.

Mia Holm.



Ein einzig Kind.

Wo ein einziges Kind im Haus,
 sieht es gar nicht traurig aus:
 Sind nicht and're Kinder da,
 sind doch Engel immer nah'.
 Wird mein Kindchen artig sein,
 kommen lust'ge Engelein,
 kommt das Christkind selbst herein,
 froh mit ihm zu spielen.

Mia Holm.

CARL
 SCHMIDT-HELS

M.R.C.



Der Allerseelen Spiegel.

Von Richard Dehmel. — Illustriert von F. Heydel.

Es fing schon an, dunkel zu werden, und Liselotte saß noch immer ganz allein in dem großen Hause, in dem es so schaurig nach Essig roch und weißen Blumen. Denn vorgestern nacht war der Großvater gestorben, und jetzt waren alle hinaus nach dem Friedhof, um ihn begraben zu helfen; darum saß sie allein.

Sie fürchtete sich aber gar nicht. Denn sie war schon fast sieben Jahre alt, und Großvater hatte immer gesagt: „Wer sich fürchtet, der kommt nicht in'n Himmel.“

Bloß hungern that sie ein bißchen. Aber von Tante Agathens Topfstücken, der in der dunkeln Stube stand, mochte sie lieber nichts nehmen heute, weil alles so sehr nach Essig roch. Also sah sie zum Fenster hinaus.

Sie traute sich aber nicht, es aufzumachen, weil sonst auch der schöne Blumengeruch mit wegging. Darum legte sie nur das Kinn auf das Fensterbrett und sah hinunter über den Fluß und drüben den schwarzen Bergwald hinauf, wo oben der runde Mond schon glänzte, ganz still wie ein Spiegel.

Wenn der nun auf einmal herunterrollte — den hohen Berg und ins Wasser. Denn Großvater hatte immer gesagt, es sei gar kein Spiegel; es sei eine schwere, steinerne Kugel, viel schwerer als ein Centner.

Die würde dann alles tot schlagen, also: die Bäume und Schiffe und Häuser und Großvaters Lehnstuhl, in dem sie saß. Und Liselotte machte die Augen zu, weil sie sich doch nicht fürchten wollte.

Denner konnte ja gar nicht herunterrollen. Er war ja festgebunden an den Himmel, vom lieben Gott mit unsichtbaren Ketten.

Wenn er nun aber doch herunterrollte? — Da faltete sie die Hände zusammen und machte die Augen noch fester zu und betete heimlich ein Lied, das Großvater ihr gedichtet hatte:

„Ich heiße Liselotte,
ich will zum lieben Gotte.
Ach, Mondchen, leuchte mir empor
und öffne mir das Himmelsthor,
ich bin so sehr alleine!“

Ich will dir auch was schenken:
lila Bulabentken.
Die wachsen hinter Wunderthal
alle hundert Jahre mal:
Such', dann sind sie deine!“

Und als sie das gebetet hatte, kam ihr der Mond auf einmal so wunderbarlich vor, daß sie die Augen gar nicht mehr aufmachen mochte, wie im Traum. Ganz hell und offen stand der goldene Kreis da oben, daß man nur einfach hineinzugehn brauchte, dann war man im Himmel.

Ob großen Hunger mußte er auch wohl haben, noch größeren, als sie selber. Denn solchen großen, dunkeln Mund, wie er in seinem blanken Gesicht jetzt machte, hatte sie nie im Leben gesehen.

Aber von Tante Agathens Topstuchen konnte sie ihm doch wirklich nichts bringen; da waren ja nicht einmal Mandeln drin. Also nahm sie ihr neues Handtrbchen mit, das silberne, und ging durch den Garten die Gasse hinunter, wo der Konditor Friedrich Zervus wohnte, und kaufte zwei Stückchen frische Nusstorte: davon wollte sie ihm eins abgeben.

Als sie nun immer weiter wanderte, über die Brücke den Berg hinauf, kam sie auch an dem Friedhof vorbei, in dem der Großvater begraben lag: dicht neben Mutterchen, hatte Vater gesagt. Und als sie durch das dunkle Gitterthor sah, da brannten lauter Lichter auf all den Gräbern, und weiße Blumen blhnten dazwischen; denn es war Allerseelestag.

Da wollte sie schnell noch erst nachsehen, ob Großvaters Seele wirklich noch lebte; denn neulich hatte er ihr erzählt, daß man die Seele nicht mitbegraben könne. Aber da suchten



schon so viel fremde Leute nach Seelen, daß sie sich zwischen den tausend Lichtern verirrt; und als sie endlich müde beiseite ging, da war auch der Mond oben weggegangen, und keiner kümmerte sich um sie.

So stand sie traurig mit ihrem Körbchen im Dunkeln, da, wo die Gräber der Armentinder sind, und wollte fast schon zu weinen anfangen, so sehr alleine war ihr zu Mute.

Auf einmal regte sich etwas hinter ihr, und als sie erschrak und sich umdrehte, kam zwischen den Gräbern ein kleines Mädchen auf sie zu, mit einem geflickten Röckchen an und einer lila Schürze darüber; das hatte solche goldigen Augen, daß Liselotte im stillen dachte: noch schöner als mein silbernes Körbchen.

Das arme Mädchen aber sprach leise: „Ich habe nichts weiter für mein Schwesterchen — und dabei holte es unter der Schürze einen kleinen, kreisrunden Spiegel hervor und stellte ihn auf ein laßles Grab.“

Da wollte doch Liselotte sie trösten und streichelte freundlich den kleinen Hügel und kniete, wie sie, vor dem Spiegelschen nieder. Als sie nun aber hineinsah, so, siehe, da waren die tausend Lichter des ganzen Friedhofs darin zu sehen und alle die weißen Blumen dazwischen, daß ihr das Körbchen fast hinsiel vor Staunen, und war Ein Glanz und Eine Herrlichkeit.

Das arme Mädchen aber lächelte nur und nickte der Liselotte still zu, und ganz glücklich zeigten sich beide, wie reich nun das Grab des Schwesterchens war, viel reicher als irgend ein anderes.

Und manchmal kamen auch fremde Leute vorbei; die merkten, wie sehr sie sich freuten zusammen, und wollten nun sehen, warum und wieso, und bückten sich neugierig über das Hügelchen.

Aber mit ihren dicken Köpfen, sobald sie dem Spiegel zu nahe kamen, sahen sie nichts als ihr eignes Gesicht, als ob sie selbst da im Grabe säßen, bis an den Hals. Da kriegten sie Furcht vor dem armen Mädchen, und alle liefen rasch wieder weg.

Bloß Liselotte, die niemals sich fürchtete, blieb wie im Himmel neben ihr sitzen und strich ihr das Röckchen

glatt und sagte: „Wie wird sich nun aber dein Schwesterchen freuen, daß alle Seelen vom ganzen Friedhof in ihrem Spiegel zusammen sind! Mein Großvater ist auch darunter, und Mutterchen.“

Dann machte sie heimlich ihr silbernes Körbchen auf und wollte die Ruhestätte mit ihr teilen, und dabei fragte sie: „Wie heißt du denn?“

Da lächelte wieder das arme Mädchen und blickte noch goldiger vor sich hin und sagte leise, als ob sie träumte:

„Ich heiße Liselore.
Ich komm vom Himmelsthor.
Ich sah mein Schwesterchen hier stehn,
es wollte in den Mond hingehn,
es stand so sehr alleine.“

Es wollt dem Mond was schenken:
lila Bulabenten.
Komm, Schwesterchen, nach Wunderthal
in den Allerseelensaal:
Sieh, nun sind sie deine!“

Und während sie das sagte, war sie aufgestanden und hatte ihr lila Schürzchen abgebunden und schwenkte es hoch im Kreise mit beiden Händen über sich; und plötzlich war sie gar kein kleines Mädchen mehr, sondern eine große lila Blume, die neigte sich tief zu Liselotte hernieder und nahm sie mit den Blättern zu sich hoch und setzte sie sanft in ihren Blüthenhof.

Und als nun Liselotte nach dem Spiegelschen sah, da wurde es größer und immer größer, viel größer als der Mond vorhin, und stand weit offen wie ein goldener Saal, und drinnen bewegten sich leuchtende Säulen, die waren durchsichtig wie Lichter im Wasser, viel tausend tausend und immer mehr, als ob sie miteinander tanzten, und plötzlich schrie sie laut auf vor Schreck und mußte weinen vor Seligkeit; denn ganz weit hinten kam auch ihr Mutterchen her und leuchtete heller als alle die andern.

Und als sie die Augen noch weiter aufmachte, stand Vater im Mondschein neben Großvaters Lehnstuhl, und Tante Agathe wischte die Thränen vom Fensterbrett, und alle lobten die kleine Liselotte, wie schön allein sie zu Hause geblieben war, und daß sie sich gar nicht gefürchtet hatte.

Don einheimischen Barbaren.

Was vielen Kindern unbekannt, auch dir wohl noch nicht kam zu Ohren, ist, daß in unserm Vaterland, und zwar ganz dicht vor unsern Thoren — so lautet wörtlich der Bericht — ein wilder Stamm lebt von Barbaren. Greulich gefärbt ist ihr Gesicht, das häßlich ist bedeckt mit Haaren; sie haben keine Schuhe an und gehn einher in Katzenfellen, kurz, wie man sich wohl denken kann, sie sind höchst häßliche Gesellen. Wenn nur ihr Thun so arg nicht wär', so wären sie noch zu ertragen, doch wie sie sich vergehen schwer, kaum wage ich, es dir zu sagen. Wie sie zum Beispiel schrecklich sind, wenn sie ein wehrlos Kindchen fangen! Es wird mit einem solchen Kind, als wär' es fühllos, umgegangen.

Sie quälen es zu großer Pein und sperren es in einen Kasten; da dringt nicht Luft, noch Licht hinein, und drinnen muß es schändlich fasten. Nun giebt es Kinder, wie ich dir versichern kann — ich hab's erfahren — die machen's mit manch' armen Tier wie mit dem Kinde die Barbaren. Auf solche Kinder haben's dann besonders abgeseh'n die Bösen. Glücklich das Kind, das dieses kann mit ruhigem Gewissen lesen, das keinen Käfer, kein Insekt einfängt und quält, in einen Kasten, der finster ist und dumpfig, steckt und drinnen läßt zu Tode fasten! Sonst kann das Kind versichert sein, es wird den Bösen nicht entgehen, und dann wird ihm zu großer Pein, was ich geschildert hab', geschehen.

Julius Stettenheim.



taatsereitnis.

Surra, zum erstenmal:
Mutter, der Peter,
hurra, jetzt geht er!
Kuck, ganz alleinechen
setzt er die Beinechen,
ganz wie zur Reichstagswahl,
wie Onkel Wackelpfahl!
Aua, Geschrei:
hauz, vorbei.

Paula u. Richard Dehmel.
Zeichnung von Th. Heine.

Rätsel.

Ich bin ein Baum, doch hab' ich keine
Blätter;
auch meine Blüten leuchten nicht,
wohl aber steh' ich fest in jedem Wetter
mit immer gleichem, freundlichen Gesicht.
Im Winter, wenn die andern Bäume haben
ihre duftig Sommerkleid begraben,
dann kommt für mich die Zeit der Pracht.
Beschmückt mit goldnem Früchtekranz,
hell schimmernd in der Lichter Glanz,
so leucht' ich weithin durch die Nacht.

M. v. Eschstruth.

Charade.

Die letzten beiden auf den jungen Wangen,
von meiner ersten wildem Hag umfängen:
So schlief, verloren ich durch bösen Rauberschluch,
bis wieder mich zurück ins Leben weckt' ein Kuß.

M. v. Eschstruth.

Rätsel.

Nimmst raten du, mein liebes Kind,
so thue hier es nur geschwind!
Drei Sachen, die sich sonst nicht
gleichen,

Thu' ich, ein einzig Wort, bezeichnen.

Als Vogel lauf' ich schnell einher
in der Sahara sand'gem Meer.

Nach meinem Schmutz doch trägt
Verlangen

der Mensch; drum thut man oft
mich fangen.

Ein andermal mit süßem Duft
erfülle ich des Zimmers Lust;
Auf jedem Tische thu' ich prangen,
sobald ein Festtag wird be-
gangen.

Und schließlich bin ich nicht begehrt
beim Manne, der den Frieden ehrt.
Von Streitern aber, die mich
mochten,
bin oft ich blutig ausgefochten.

E. Siebert.

Der Theaterdirektor in tausend Ängsten.

Eine Puppen-Tragikomödie für große und kleine Kinder.

Von Richard Schmidt-Cabanis.

Mit „allerhöchster Erlaubnis“
heut'
von „Durchlaucht = Mutter
und = Vater“
wird festlich glänzend eingeweiht
das neue Hof-Puppentheater.

Die Zettel verkünden, prächtig bunt
getuscht, zu des Tages Feier
das Drama „Prinzessin Pumpfia und
Pfalzgraf von Schmuckelmeier“.

Ein Plättbrett, schräg an zwei Stühle
gestellt,
fährt zu den „höheren“ Plätzen;
zwar kostet's fünf Pfennig Eintrittsgeld,
doch kann man dafür sich auch setzen.

Das allerfeinste Publikum
tritt sich fast auf die Hacken —
und wer etwa lärm't und benimmt sich dum'm,
der mag sich nur gleich wieder packen!

Nun fängt es aber wirklich an!
Es wird nur, ungelogen,
säufmal geklingelt noch,
und dann
der Vorhang aufge-
zogen.

Klingling! Klingling!
Jetzt geht es los
in sieben schönen
Akten . . .
Wenn doch die
albernen
Mädels bloß
nichts stets da-
zwischen schnack-
ten!

Ein Drache tritt auf erst — bö's
und frech —
vor seiner Felsenhöhle,
da donn're ich wild mit dem
Kuchenblech
Und brülle aus voller Kehle!

Dann naht in der Rüstung
von Eisenguß
der Pfalzgraf Schmuckelmeier,
der die gefangene Prinzessin
muß
befrei'n von dem Ungeheuer . . .

Doch ach, ist das nicht ein
Mißgeschick —
da frage ich nun wohl jeden?!
Verwickeln grad' in dem Augen-
blick!

Sich bei dem Grafen die Fäden!

Es fliegt auf den Rücken der linke
Arm,
der Kopf fällt hintenüber,
die rechte Hand, daß Gott erbarm'!
Die zappelt, als hätt' er das Fieber!

Und auch das goldene Ritterschwert,
das eben er muß ziehen,
biegt sich nach unten krumm und
fährt
ihm durch die eigenen Knien!

Natürlich bei solchem Anblick fällt
in Ohnmacht Prinzessin Pumpfia;
sie spürt ganz klar: es kommt
der Held
nie wieder auf den Strumpf ja!

Bergebens zupfe und zerre ich
und halte das Querholz tiefer:
Die Augen klap-
pern ihm fürch-
terlich,
und die Beine
schlottern noch
schief'er!

Im ersten Rang hör'
ich auch schon
ganz laut und deutlich
sichern —
na, dafür kriegt ihr
nachher euren Lohn,
das kann ich euch versichern!

Lang' ich hinunter nun mit
der Hand,
die Fäden in Ordnung zu machen,
dann kommt die Gesellschaft aus
Rand und Band
und alles fängt an zu lachen!

Jetzt hab' ich mir gar noch die
Finger verbrannt
beim Kolophonium-Bläsen . . .
Kann wohl ein Theater-Intendant
in 'ner schlimmeren Klemme sitzen!?



Zeichnung von J. B. Engl - München.

Salada und die Gänsemagd.

Von Jakob Wassermann.

(Nach Grimm, „Die Gänsemagd“.)

Personen:

Der alte König
Der Königssohn
Die Königstochter
Die Kammerjungfer

Der Knecht
Mädchen
Salada's Kopf
Die drei Blutstropfen

I. Scene.

Eine Waldwiese. Im Hintergrunde weiden zwei Pferde. Man hört eine Quelle laut plätschern. Die Königstochter sitzt im Gras, die Kammerjungfer steht vor ihr.

Die Königstochter:

Ach, Jungfer, mein Herz ist bang und schwer!
Im dunkeln Wald geh'n wir kreuz und quer,
es ist so einsam, und ich fürcht' mich so,
wir ruhen sorglos, und wissen nicht wo.

Die Kammerjungfer:

Schöne Prinzessin, was hast du Angst?
Besitzt ja alles, was du verlangst.
Ganze Stämmen voll Silber und Gold,
und ein Königssohn ist dir hold,
und eh' eine Stunde wird verschwinden,
kannst du ihn zu deinen Füßen finden,
und morgen ist Hochzeit, und du bist Königin,
während ich nichts als eine Jungfer bin.

Die Königstochter:

Ach, Jungfer, hab' ich auch Silber und Gold,
und ist mir auch ein Königssohn hold,
nenn' ich doch köstlicheres mein eigen.

Die Jungfer:

O, Prinzessin, magst du mir's nicht zeigen?

Die Königstochter:

Schau, es ist nur ein Stückchen Linnen.
Wer's besitzt, kann Macht über mich gewinnen;
denn muß ich's wohl bei mir verwahren;
dann bin ich beschützt vor allen Gefahren;
drei Tropfen von meinem Blut sind darin,
und schützen mich, bis ich Königin bin.

Die Jungfer:

Gab's euch die Mutter mit auf die Reise?

Die Königstochter:

Sie hat's besprochen mit einer Zauberweife.
O Jungfer, wie ist der Tag so heiß,
auf meiner Stirne perlt der Schweiß;
gieb mir aus dem gold'nen Becher zu trinken;
dort hinten seh' ich die Quelle blinken.

Die Jungfer (hochmütig):

Wollt ihr trinken, so trinkt allein,
ich mag eure Magd nimmer sein.

Die Königstochter (steht auf und seufzt, und geht zum Brunnen,

furchtsam):

Jungfer, du machst ein so finst'res Gesicht?

Die Jungfer (böhsisch):

Habt keine Angst, daß euch was geschieht;
habt mich zwar gequält so manchen Tag
mit hunderterlei Müß' und Plag',

mit Hierhinlaufen und Dorthinlaufen.
Und kaum kommt man recht verschlaufen,
war schon wieder was Neues los.
Doch mein Zorn ist nicht gar groß;
wollt ihr mir nur das Linnen geben,
so schenk' ich euch gern das Leben.

Die Königstochter (die an der Quelle gekniet und getrunken hat,
schmerzlich):

Jungfer, das kann nicht dein Wille sein;
nimm hin, nimm hin, alles, was mein;
die drei Blutstropfen darf ich nicht missen,
das mußt du, Jungfer, doch selber wissen.

Die drei Blutstropfen (wie aus der Erde, dumpf):

Wenn das deine Mutter wüßte,
das Herz im Leibe thät' ihr zerspringen.

Die Jungfer (packt die Königstochter bei den Haaren, die das Linnen
mit den Blutstropfen zur Erde fallen läßt):

Nun hab' ich dein Kleinod, Königstochterlein,
nun sollst du meine Jungfer sein.
Schnell gieb mir deine prächtigen Kleider,
weit, weit im Wald hör' ich des Königs Reiter;
sie werden uns zum Schlosse führen,
und der Prinz wird mich zum Weib erküren.
Jetzt kniee nieder und schwöre bei Gott,
daß du niemals, niemals, in keiner Not,
verraten willst, was hier geschehen;
bist du trozig, ist's um dein Leben geschehen.

Die Königstochter (weinen):

Ich schwöre dir's bei Gott im Himmel,
daß ich nichts verraten will noch bekennen,
und sollten sie mir's Herz verbrennen;
nur laß mir Salada, meinen treuen Schimmel.

Die drei Blutstropfen:

Wenn das deine Mutter wüßte,
das Herz im Leibe thät' ihr zerspringen.

Die Jungfer:

Salada ist mein, Salada gehört mir;
trägt er nicht schon hochzeitlich Gezier?
Marsch, gieb deine Kleider, hier sind die meinen,
abends beim Gefinde kannst du weinen.

Die Königstochter (weinen):

O Salada, treuer Kamerad,
hilf mir gegen so schänd'ge That!

(Während sie sich auszieht):

Weh', weh', ihr Winde,
was hüß' ich für Sünde;
was hab' ich verbrochen,
daß es so bitter wird gerochen.

(Man hört das Sifthorn.)

Die Jungfer (hastig):

Schnell, schnell, schon nahen die Ritter vom Schloß,
ein stattlicher Brautführertruh,
Und morgen will ich Königin sein,
kleid' mich in Perlen und Edelgestein.

2. Scene.

Im Schloßhof. Die falsche Braut auf Falada und die wahre Braut auf dem schlechten Ross ziehen unter Trompetenschall ein. Der Königssohn kommt strahlend aus dem Schloß, tritt zur Jungfer, hebt sie vom Pferde und ergreift ihre Hand. Der alte König kommt hinterher.

Der Königssohn:

Willkommen, du wunderschöne Braut,
du bist die schönste, ich sag' es laut,
die ich je in meinem Leben gesehn.
Komm, laß uns in das Schloß jetzt gehn.

Der alte König (umarmt sie):

Ich bin zwar ein wenig schwach von Gesicht,
doch scheint es, von deiner Gestalt geht ein Licht
in meine armen, alten Augen,
da wollen sie vielleicht besser taugen.
(Gegen die Königstochter gewandt:)
Doch sprich, wer ist diese da?
Mir ist, als ob ich sie schon einmal sah,
als ich deine hohe Mutter besuchte.

Die Jungfer (hastig, roh):

Ah, die Dirne, die verfluchte!
Ein saumseliges, arbeitscheues Ding.
Untermweg hab' ich sie aufgesehen,
sie ist nah' am Verhungern gewesen.
Ich wünschte, daß sie bald zum Teufel ging.
Ihr süßes Gesichtlein macht mich toll;
ich denke, daß sie hier was arbeiten soll.

Der alte König:

Prinzessin, ihr führt eine scharfe Zunge.
Arbeit giebt's jetzt wenig im Frieden.
Doch da ist Kürdchen, der Gänsejunge;
dem mag sie helfen, die Gänse zu hüten.

Die Königstochter (leise, traurig):

O Falada, guter, du kannst ja sprechen;
willst du denn nicht mein Unglück rächen?

Die Jungfer (hört es, zum Prinzen):

Feurer Prinz, ich hab' eine Bitte an euch,
ihr müßt sie erfüllen, und zwar gleich.

Der Königssohn:

Schnell wie der Wind! Was ihr wollt, soll gesch'hn.
Nun laßt uns erst zum Mahle gehn.
Ihr werdet hungrig sein vom Ritte.

Die Jungfer:

Nein, erst erfüllt mir meine Bitte.
Der Schimmel, darauf ich geseßen bin,
hat einen frechen, trohigen Sinn;
gebt ihn einem Knecht, der soll ihn erschlagen;
ich will seine Launen nicht mehr ertragen.

Der Königssohn (winkt einem Knappen):

Thu', was du gehört. (zur Jungfer:) Und nun, meine
Schöne,

hoff' ich, daß euch sein Tod versöhne.

(Er spricht leise auf sie ein; sie erodet und lächelt; der König, der Königssohn, die Jungfer ab ins Schloß; die Ritter zerstreuen sich nach allen Seiten. Der eine Knecht, der Falada am Zaum hält, tritt mit dem Pferd vor und zieht sein Schwert.)

Der Knecht:

Wahrlich, ein stolzes, prächtiges Tier.
Ich kann nur sagen: 's ist schad' dafür.

Die Königstochter (mit erhobenen Händen):

Ah, lieber Ritter, hört mich an,
und seid kein so hartherziger Mann;
laßt meinen einzigen Kameraden leben,
meine Mutter wird euch, was ihr wollt, dafür geben.
Ich bitt' euch, thut's!

Der Knecht (lächelnd):

Ich bin kein Ritter,
ein gemeiner Knecht nur, und das ist bitter.
Und deine Mutter, Dirnlein, was kann sie mir schenken?
Sie wäre eine Königin sollte man denken,
wenn man dich hört. Der Gaul muß sterben,
sonst müßt' ich's mit meinem Herrn verderben.

Die Königstochter (leise, dringend):

So thut mir eins. Ihr könnt's, wenn ihr wollt,
ich schenk' euch dafür dies gute Stück Gold.
Seht, da draußen ist ein finsternes Thor,
zur Gänsewiese geht man empor;
dort ist's grausig, wie ich's nirgends sah;
dorthin nagelt den Kopf meines Falada,
nur, daß ich ihn öfter sehen kann.

Der Knecht (lächelnd, verwundert):

Wenn's sonst nichts ist, das sei gethan;
dein Geld, Dirnlein, kannst du dir sparen,
um — hahaha! — zur Mutter Königin zu fahren.

3. Scene.

Frühmorgens. Das finstere Stadthor im Hintergrund. Aber dem halbzerfallenen Bogen glänzt der weiße Kopf Faladas. Von weiter Ferne schauen grüne Wiesen herein. Rechts die Rückseite des königlichen Schlosses. Links die Mauer.

(Die Königstochter mit Kürdchen; sie treiben die Gänse vor sich her. Die Königstochter ist bleich und ganz lumpig angekleidet. Ihre Haare hängen wie ein Mantel herunter.)

Die Königstochter:

O Falada, da du hängest!

Faladas Kopf:

O Jungfer Königin, da du gangest.
Wenn das deine Mutter wüßte,
das Herz thät' ihr zerspringen.

Die Königstochter (setzt sich an's Thor).

Kürdchen:

Ah, hast du schöne Haare! Und wie sie glänzen!
Darf ich ein paar austrafen? Ah hast du schöne Haare,
wie schön, wie schön!

(Er will ihr Haare ausreißen.)

Die Königstochter:

Wesh', wesh', Windchen,
nimm Kürdchen sein Gütchen,
und laß'n sich mit jagen,
bis ich mich geflochten und geschnakt
und wieder aufgesakt.

(Ein starker Wind geht und nimmt Kürdchen seine Mühe fort. Kürdchen läuft ihr nach.)

Die Königstochter:

O du, Falada, da du hängest!

Faladas Kopf:

O du, Königsjungfer, da du gangest.
Wenn das deine Mutter wüßte,
das Herz thät' ihr zerspringen.

Die Königstochter (steht auf und treibt ihre Gänse durch das Thor; ab).

Kürdchen (kommt zurück, atemlos, die Mütze in der Hand und heult)
Jetzt ist sie wieder fort, die Spigbübin! Jetzt sag' ich's aber dem alten König!

Der alte König (kommt):

Na, was ist denn los, Kürdchen? Nicht einmal sein Mittagsschläschen kann man in Ruhe machen. Immer mußt du einen wecken mit deinem Geheule. Jeden Tag hör' ich dich jetzt heulen, Kürdchen. Was soll denn das sein? Wo sind denn deine Gänse? Ha? Wo sind denn deine Gänse?

Kürdchen:

Ach, lieber Herr König, das neue Gänsemädchen ärgert mich den ganzen Tag.

Der alte König:

Ja, warum denn? Erzähl' mir doch, wie dir's geht.

Kürdchen:

Ach, lieber Herr König, morgens, wenn wir unter dem finstern Thor mit der Herde durchkommen, da spricht sie mit dem Gaulskopf da droben, und der Gaulskopf spricht mit ihr. Und dann setzt sie sich hin und macht ihr Paar auf, und das ist so schön wie Gold, und wenn ich ihr davon etwas ausreißn will, sagt sie zum Wind, er soll wehen, und dann weht mir der Wind meinen Hut fort.

Der alte König:

Ei, das erstaunt mich! Ei, das ist seltsam! Sprichst du auch die Wahrheit, Kürdchen?

Kürdchen:

Auf Ehr' und Seligkeit, Herr König.

Der alte König:

Das muß ich doch auch sehen. Paß auf, Kürdchen; ich will mich hier hinterm Thor verstecken, und wenn sie kommt, will ich alles beobachten, damit ich sehe, ob du kein Lügner bist.

Kürdchen:

Ich weiß einen guten Platz, Herr König, wo es gar arg finster ist. Schnell, jetzt wird sie gleich zurückkommen mit der Herde.

(Er versteckt bey alten König.)

Die Königstochter (kommt mit den Gänsen durchs Thor):

O du, Falada, der du hangeßt!

Faladas Kopf:

O du, Königsjungfer, da du gangeßt.
Wenn das deine Mutter wüßte,
das Herz thät' ihr zerspringen.

Die Königstochter (setzt sich ans Thor, öffnet ihre Haare).

Kürdchen:

Die schönen, schönen Haare! Sieh mir doch! Nur zwei, nur eins, oder ich reiß selbst eins aus!

Die Königstochter:

Weh', weh', Windchen,
nimm Kürdchen sein Hütchen,
und laß'n sich mit jagen,
bis ich mich geflochten und geschnagt
und wieder aufgefagt.

(Der Wind trägt Kürdchens Hut fort.)

Kürdchen ab. Der alte König kommt aus seinem Versteck hervor.

Der alte König:

Grüß' Gott, schöne Dirne! Was ist das alles, was

ihr da unternimmt? Was sprecht ihr zu dem Gaul da oben? Warum thut ihr dem allen so?

Die Königstochter:

Ach, Herr König, das darf ich euch nicht sagen,
und darf auch keinem Menschen mein Leid klagen;
denn so hab' ich mich unter freiem Himmel ver-
schworen,
sonst hätt' ich mein junges Leben verloren.

Der alte König:

Mir darfst du's sagen, mir darfst du klagen,
will's niemanden weiter sagen,
will's tief in der Brust bemahren,
keiner soll's von mir erfahren.

Die Königstochter (schüttelt den Kopf).

Der alte König:

Run? Willst du nicht?

Die Königstochter (schüttelt den Kopf).

Der alte König:

So schlüpf' unter's Thor;

klag' dort dein bitt'res Leid hervor.
Das Thor ist kein Mensch, will mir scheinen;
verschwiegenheit ist üblich unter den Steinen.
Nicht gegen Steine, gegen Menschen nur
gilt jener heilige Schwur.

Die Königstochter (schlüpf' hinter einen Stein am Thorbogen.

Der alte König tritt beiseite und lauscht; die Königstochter weint und schluchzt):

Da sig' ich nun, von aller Welt verlassen,
treibe die Gänse jeden Tag durch die Gassen,
und bin doch eine Königstochter gewesen,
dem Prinzen zur Braut auserlesen.
Die falsche Magd hat meine Kleider genommen,
und mein Herz war so sehr bekommen,
als ich den schönen Prinzen sah,
und als er töten ließ meinen Falada.
O du, Falada, da du hangeßt!

Faladas Kopf:

O du, Königsjungfer, da du hangeßt.
Bald ist vorüber alles Leid,
und du feierst herrliche Hochzeit.

Der alte König:

Kommt hervor, schöne Prinzessin; aller Betrug ist
offenbar! Ich will euch köstliche Kleider bringen
lassen, und die and're soll splitternackt in ein Faß
gesteckt werden, das innen mit spitzen Nägeln be-
schlagen ist, und zwei Pferde müssen vorgespannt
werden, die sie Gasse auf, Gasse ab zu Tode schleifen.

Der Königssohn (kommt).

Der alte König:

Mein Sohn, du hast die falsche Braut;
iht werd' es offenbar und laut,
du hast die Kammerjungfer zur Frau;
die wahre steht hier, die schönste im Gau,
die Gänsemagd soll Königin sein.
Mein Sohn, umarme sie! Sie ist dein!

Der Königssohn starrt die Königstochter lange an. Er macht eine Gebärde,
als erwache er aus einem bösen Traum. Dann geht er hin, ergreift
schüchtern die Hände der Königstochter und zieht sie zu sich heran.

Ende.

Die erste Seefahrt.

Text zu dem Bilde von Genzmer (Beilage Seite 40).

Die kleine Liese hatte sich schon längst einmal gewünscht, auf den großen, blauen Wasserpiegel hinauszufahren, auf dem die weißen Segelchen sich wie kleine Schmetterlinge wiegten. Oft hatte sie gesagt, wenn Vater mit dem Boote abließ: „Liese will au mitfah'en.“ Aber Vater erwiderte immer: „Bleib' da, Lieschen, bleib' da! Weißt, das Wasser hat keine Balken, und da draußen geht's immer 'rauf und 'runter, 'rauf und 'runter, wie auf 'ner Schaukel!“

„Schaukel, Väterchen, Liese thut gern schaukeln, will im Boot schaukeln!“

Na, so hatte denn der Vater sich an einem schönen, sonnigen Sonntagmorgen, als die See wie ein Spiegel dalag und vom Lande her ein anhaltender, warmer Wind wehte, entschlossen, die Kleine zum erstemal auf die See hinauszufahren, der er bei jeder Witterung Trost bieten mußte und durch Fischen und Lustfahrten mit Badegästen im Sommer seinen Lebensunterhalt verdankte. Wenn es ein Junge gewesen wäre, hätte er ihn ja schon längst mit hinausgenommen; denn „früh gewöhnen muß sich, wer ein Meister werden will“; aber ein Mädchen würde ja doch kaum dazu kommen, einmal ein Boot in Sturm und Wogenschwalm steuern zu müssen. Dennoch sollte sie nun einmal hinaus! Und als sie zwischen ihm und Mutter zum Bootstieg ging, ermahnte er sie, zu zeigen, daß sie eine Fischerstochter sei, und nicht zu schreien, wenn das Boot „kippen“ sollte; denn wenn er dabei sei, könne ihr bei so stillem Wetter nichts passieren! „Liese nich sch'eien!“ sagte die Kleine und sah ihn mutig an.

Vater sprang in's Boot hinab, das schon vorher segelfertig gemacht war, und Mutter reichte ihm oben vom Steg die Kleine zu. Als Vater sie aber ergriff und mit einer Drehung auf die Bootbank stellte, legte sich das Boot ganz, ganz tief auf die Seite, daß der Rand fast das Wasser berührte. „He...!“ machte die Kleine, und ihre Fingerchen krallten sich an dem Rost des Vaters fest. Die Nähe der Wasserfläche ihr zur Seite war ihr doch unheimlich. „Na, na, noch kippen wir nicht!“ lachte der Vater und setzte sie auf die Bank, auf der nun auch Mutter Platz genommen hatte.

Bei dem scharfen Landwinde schoß das Boot gleich darauf mit weitgeblähtem Segel wie ein Vogel hinaus, und die Kleine jauchzte jubelnd auf, als das Boot rauschend die grünblaue Wasserfläche durchfurchte und das Wasser seitwärts an dem Boot vorbeizugleiten schien. Und wie nahe die weißgelben Möwen in ihrem schnellen Kreisen dem Boote kamen! Lieschen streckte rufend ihre Händchen aus; sie meinte, sie an den langen Schwingen fassen zu können. „Sieh', Muttmchen!“ schrie sie einmal. „Silbel! Silbel!“ Sie wies auf die in der Sonne silbern funkelnden Wassertropfen hin, die von den benetzten Schwingen der Möwen absprühten. Nun hielt Mutter sie an den Rand des Bootes; sie sollte einmal hinabschauen in die kleinen, grünen Wasserfluchten da neben dem furchenden Boot. Aber das wollte Lieschen nicht; sie strampelte und wehrte sich dagegen. Das sah so unheimlich aus, dieses tiefe Zhal, das sie an eine riesige, grüne, zerbrochene Flasche erinnerte, die sie einmal angefaßt und sich dabei die Finger zer-

schnitten hatte. Fast verzog sich der kleine Mund zum Weinen; da lenkte die Mutter schnell ihre Aufmerksamkeit auf etwas anderes hin. Das Boot hatte eine Drehung gemacht, und sie fuhren nun, weit draußen, ziemlich in gleicher Richtung mit dem Uferstrande hin. „Dort sieh einmal hin!“ sagte die Mutter.

Liese sah und streckte sofort die kleinen Händchen verlangend aus: „Ach, Muttmchen, schenk' doch den scheenen Spielzeugkasten!“ Vater und Mutter lachten; als sie nun aber noch einmal hinsahen, mußten sie zugeben, daß die Kleine gar nicht so unrecht hatte! Von hier, weit draußen, sah der Dünenstrand mit seinen vereinzelt Pappeln auf der Höhe und den kleinen, verstreut liegenden Fischerhäusern wirklich wie ein aufgestellter Spielzeugkasten aus.

Nun begann das Boot in fortwährenden Wendungen gegen das Ufer zurückzufahren, da der Vater bei dem entgegenstehenden Winde „kreuzen“ mußte. Bei diesen schnellen Wendungen legte sich das Boot jedesmal ganz auf die Seite, so daß die „riesige, zerbrochene, grüne Flasche“ neben dem Kiel fast bis ins Boot hineingrudte, und einmal spritzten sogar silberfunkelnde Tropfen bis auf Lieses Kleid. Da wurde der Kleinen doch bange; sie schmiegte sich ganz dicht an „Muttmchen“; ihre Händchen umklammerten fest die ihrigen, und das Gesichtchen nahm einen immer ängstlicheren Ausdruck an. Nun, als die Tropfen hineinspritzten, schimmerte sogar eine Thräne im Augewinkel, und der kleine Mund zuckte, als wollte sie weinen; aber sie wollte sich doch mutig zeigen, und so gab sie keinen Laut von sich, sondern saß nur ganz zusammgedrückt und machte ihre Augen zu, wenn das Boot sich zu sehr auf die Seite legte.

Immer näher kam der Strand; immer größer wurden die Häuschen, die Pappelbäume, die Sandberge; immer mehr Boote und kleine Stege unterschied sie am Lande. Es war schon kein Spielzeugkasten mehr; aber sie mußte doch nicht, daß das rote Häuschen dort mit den grünen Fensterladen ihr eigenes wäre, bis Muttmchen es ihr sagte. Es sah von hier so klein, ganz anders aus, als wenn sie unten am Strande stand.

Nun schoß das Boot in schräger Linie auf ihren Bootssteg zu. Ja, ja, dort waren sie abgefahren; sie erkannte den Mahn, der auf der andern Seite festgebunden lag, und die großen Steine am Ufer, auf denen sie manchmal barfuß herumkletterte, und das schöne, grüne Strandschilf, unter dem die vielen Muscheln lagen. Sie seufzte ganz erleichtert auf. Nun war sie bald wieder auf dem festen Lande, wo man so sicher auf den kleinen Beinchen laufen konnte. Wichtig, nun legte das Boot an. Du, dieses Schaukeln, als Vater sie der Mutter oben auf dem Stege zureichte. Mütterchen trug sie über denselben bis ans Land.

„Na, wie war's?“ fragte sie.

„Scheen wa's!“ sagte Lieschen mit Überzeugung; denn nun, wie sie auf dem festen Boden stand, kam es ihr wirklich so vor, als wenn es auf dem blauen Wasser ganz prächtig gewesen wäre. „Lieschen will wieder fah'en!“ Aber der Vorsicht halber fügte sie hinzu: „Wenn nich so sehr schaukeln!“

E. Braunewetter.





Kindermasfenball.

Originalzeichnung von Thomas Münzer.

Doudy gewidmet.

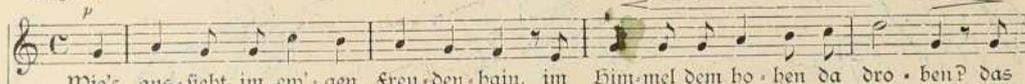
Wie's aussieht?

Gedicht von Hamerling.

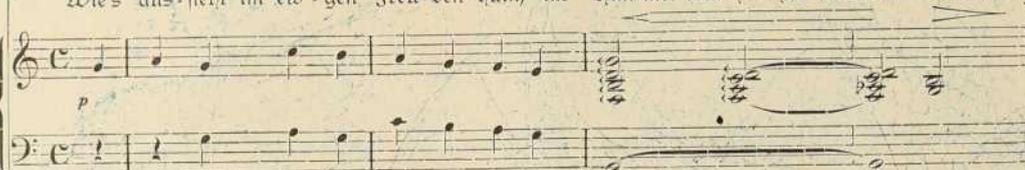
Haus Hermann

Langsam.

Gefang



Klavier



Schnell.





Weihnachtspost.

Im Himmelreich giebt's viel zu thun,
kurz vor den Weihnachtstagen;
da dürfen Hand und Fuß nicht ruhn,
Christkindlein muß sich plagen.

Die Englein stiegen
die Himmelsstiegen
raufgehend herauf und hernieder,
sie bringen schnelle
die Wünsche zur Stelle,
und huich! Fort sind sie wieder. —

„Ich hab dir, liebes Christkind mein,
hier einen Brief geschrieben;
drin steht, was Fritz und Gretel
als Weihnachtsgabe lieben.

Bringst du ein Pferdchen,
ein kleines Kochherdchen,
wie froh doch wär' uns zu Mute!
Ein Puppenpärchen,
ein Büchlein mit Märchen —
doch keine Weihnachtsrute!

Ich leg den Brief ganz leis, ganz sacht
hier auf das Fensterbrettchen;
und holst du, Christkind, ihn zur Nacht,
dann lieg ich schon im Bettchen.

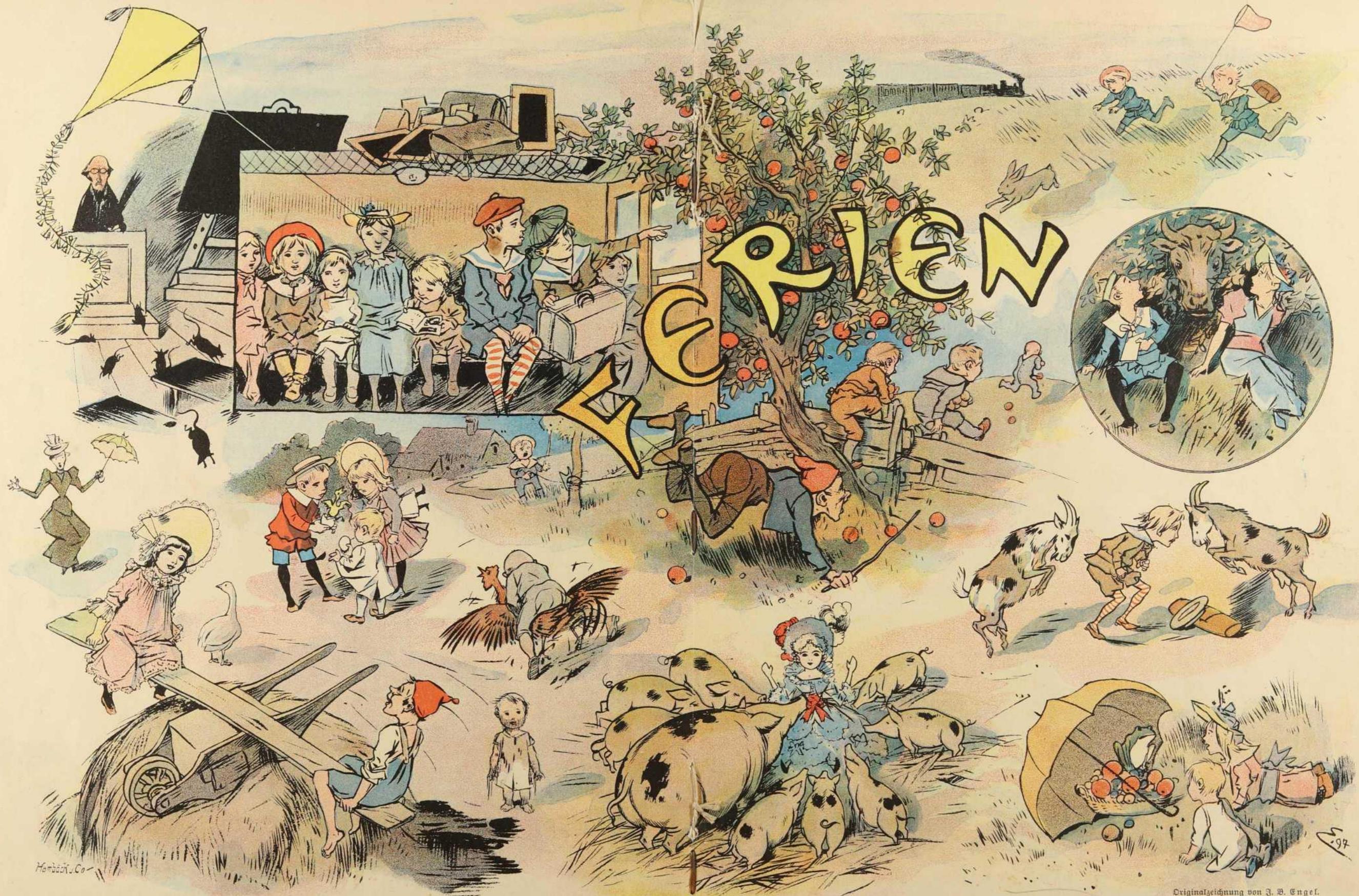
Und grüß' mir alle
in himmlischer Halle,
die Englein, die großen und kleinen.
Laß, was wir begehren,
uns gnädig bescheren,
daß Fritzchen und Gretel nicht weinen!“

So steht zum guten Christkindlein
das kleinste Herz hienieden:
und allen will's gefällig sein,
und alle stellt's zufrieden.

Die art'gen bedenkt es,
Gewünschtes schenkt es,
und selten nur bringt es die Rute.
Drum wird sich ein Leben,
ein Jubeln erheben,
und froh ist den Kindern zu Mute!

Richard Boozmann.

Zeichnung von J. Bus.



Ferien.

Originalzeichnung von J. B. Engel.

ABENDLIEDCHEN.



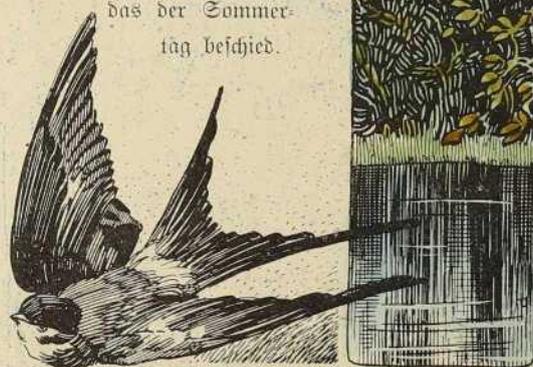
CARL SCHMIDT HTS

Wenn des Tages Stimmen
schweigen,
still die Welt wird allgemach,
wie so innig und so eigen
klingt ein kleines Lied am Dach.

Schwalbe singt mit frohem Mute
noch ihr schlichtes Abendlied.
Wie ein Dank ist's für das Gute,
das der Sommer-
tag beschied.

Neues Gute bringt der Morgen;
und darauf vertraut sie fest:
Bis er kommt, ist wohl ge-
borgen
an dem Dach ihr
kleines Nest.

J. Trojan.



Zeichnung von Carl Schmidt-Helmbrechts.



Das goldene Schloß.

Ein Morgenraumb von Ernst Brausewetter.

Wie ich als kleiner Junge anfing, in die Schule zu gehen, — erzählte der alte, liebe Onkel Hans seinen kleinen Neffen und Nichten — wurde ich von unserm Mädchen geweckt, wenn es Zeit war, aufzustehen.

Ich wachte meist schon vorher, ließ aber nichts davon merken, denn es war so beschaglich, im Bett zu liegen, lang ausgestreckt, so lang wie möglich, und die Augen geschlossen zu halten.

Gerade, wenn ich aufstehen sollte, dann schien es mir am wohllichsten im Bett. Wer hätte da zeigen mögen, daß er schon wachte?

Daß ich oft schon vorher erwachte, hatte übrigens einen bestimmten Grund: Meinem Bette gerade gegenüber war ein großes, dreiflügeliges Fenster, das von einem Rouleau verdeckt wurde. Wenn nun draußen trübes Wetter war, dann blieb das Rouleau gelbgrau und dunkel, und ich konnte ruhig schlafen. Wenn aber draußen die Sonne schien, die Morgensonne, die gerade in

dieses Fenster hineingucken wollte, dann begann das Rouleau zu strahlen und zu leuchten, das Licht traf meine Lider, und ich erwachte.

Ich öffnete die Augen nur mit einer schmalen Spalte — man sollte ja nicht bemerken, daß ich wachte — und blinzelte nach dem Fenster hin.

Auf dem Rouleau war ein Burgschloß mit hohem Wartturm und zackigen Makiern mit kleinen Türmen gemalt. Ganz vorn befand sich das mächtige Schloßthor, durch das man in den Schloßhof hineinschauen konnte, da die Zugbrücke herabgelassen war. Auf der Brücke und im Schloßhof stand eine Ehrenwache von geharnischten Männern aufgestellt mit prächtigen Helmbüschchen, die Lanzen salutierend an die Seite gedrückt, und über die Brücke kam ein hoher, langbärtiger Mann im Harnisch, aber mit einem langen Mantel darüber, in begrüßend vorgeneigter Haltung geschritten; denn vor dem Schloße hielt auf einem feurigen, gepanzerten Rosse, mit Federbusch auf dem Kopfe,

ein schöner Jüngling in glänzendem Seidengewande einem Mäntelchen um die Schultern und mit federgeschmücktem Barett auf dem Kopfe, und hinter ihm ein Trupp gerüsteter Ritter. Ihn zu begrüßen, kam man aus der Burg heraus.

Wenn ich so nach dem von der Sonne durchstrahlten Rouleau hinblinzelte, dann erschien mir das alles wirklich, was ich da sah. Die Burg wurde immer größer und höher und stand vor mir oben auf stolzer Bergeshöh', zu der nur ein einziger Pfad sich empor schlängelte. Und das Schloß erschien wie aus Gold erbaut, die Türme, die Ketten der Brücke glänzten wie Gold. Die Rüstungen und die Helme der Ritter, der Mantel des Burgherrn, die Seidenkleider des Jünglings, die Rüstungen seines Rosses und seiner Begleiter — alles eitel, leuchtendes Gold. Nur die Bedachungen der Türme und des Schlosses funkelten rötlich, wie Kupfer, und die mächtigen Bäume, die aus dem zum Schlosse hinaufführenden Hohlweg zu den Mauern emporragten, hatten eine herbstliche Bronzefarbe oder glühten, wie die Blutbuchen im Stadtpark.

Und wenn ich das, so blinzelnd, sah, senkte sich's wie Nebelschleier über mich herab, und ich begann zu träumen:

Ich selbst war dort der schöne Jüngling im goldfarbigen Seidengewande, der vor der Ritterburg anlangte; zu mir kam der stolze Burgherr heraus, und alle die Ritter neigten sich vor mir. Ich schritt über die goldene Zugbrücke in das funkelnde Schloß, stieg die goldgelben Marmortreppen hinauf und trat in den weiten Rittersaal, dessen Wände, Decke und Fußboden mit Goldplatten bedeckt waren. Ich setzte mich auf den goldenen Stuhl mit dem glühenden Purpurbezug am oberen Ende des Saales — denn ich war der König des Landes.

Es kamen fremdländisch gekleidete Gesandte aus allen Ländern der Erde, und alle knieten nieder vor meinem goldenen Sessel und neigten ihr Haupt tief zur Erde und verkündeten die Unterwerfung ihrer Länder; denn so jung ich, der Jüngling im goldigen Seidengewande, auch war, hatte ich doch schon alle Herrscher der Erde im Kampfe besiegt, und alle huldigten mir.

Und der letzte Gesandte führte eine goldlockige

Prinzessin an der Hand, in langem, goldgesticktem Seidenmantel und mit funkelndem Diadem auf dem Haupte. Die Züge der Prinzessin glichen denen meiner kleinen Gespielin Fanny, nur war sie größer und noch viel, vielmal schöner, als die Freundin, so strahlend, wie sie nur im Lichterglanz vor dem Weihnachtsbaum ansah. Und als sie in den funkelnden Saal eintrat, stieg ich vom Throne herab, schritt ihr entgegen und streckte ihr die Hand hin, um sie zu der im Nebensaal prangenden, reichbesetzten und köstlich duftenden Tafel zu führen.

Aber als ihre Hand die meinige berührte — rüttelte es mich an der Schulter, und eine kurze, unfreundliche Stimme, die wohl nicht von der schönen Prinzessin herrühren konnte, sagte, ohne all' die Ergebenheit der Ritter ringsum im Kreise:

„Wach' auf, Hans! Du mußt aufstehen! Es ist Zeit, zur Schule zu gehen!“

Ich that, als hörte ich nicht. Ich wollte all' die goldgekleideten Ritter, die so plötzlich enteilt, festhalten. Ich kniff die Augen fest zu, ich mochte nichts anderes sehen! Aber es half nichts, der rauhe Ruf wurde wiederholt. Ich sollte auf!

Wie ich im stillen seufzte! Doch plötzlich fiel mir etwas ein: So oft du auch das Goldschloß am Morgen sahst und diesen Goldtraum träumtest, strahlte draußen hinter dem Rouleau die lachende, goldige Sonne, war draußen schöne, warme Luft und konntest du in den Zwischenpausen mit den Zungen und nach der Schule mit der lieben Fanny, die sicher viel lustiger ist, als diese steife, goldgekleidete Prinzessin, dich munter im Freien tummeln! War das nicht weit herrlicher, als so steif in dem goldenen Saale zu sitzen?

Froh sprang ich aus dem Bette heraus!

Seht, ihr Kleinen, nicht nur an dem Frühlingsmorgen der Kindheit erweckte mich eine rauhe, gebietende Stimme aus den goldigsten und stolzesten Träumen von Glück und Macht und mahnte an die Pflicht und an die Arbeit. Nein, so geht es das ganze Leben hindurch, und wer kein Siebenschläfer ist und daran denkt, daß Sonnenschein und freudiges Tummeln besser ist, als kaltes Gold und faules Träumen im warmen Bett, der folgt der Stimme! Allein — was meint ihr wohl, Kinderchen? Ob später im Leben auf die goldigen Träume auch immer eine sonnige Wirklichkeit folgt?





Die Spazierfahrt.

Von Eva Raders. — Zeichnung von P. Heydel.

Ein Junge hat zwei Geißchen schön
in einem kleinen Ställchen stehn;
doch hört, was das für Geißchen
waren:
mit ihnen konnt' man wirklich
fahren.

Ein allerliebtestes Wägelein
gehörte zu den Geißelein,
die Geißchen hatten Zaum und Zügel
und Sattel, Riemen, Trenn' und Bügel;
denn das Geschir war wie beim Pferd,
das Christkind hatte es beschert.
Der Knabe wollt' einst andre Knaben
gern zur Gesellschaft um sich haben,
er lud sich drum zwei Freunde ein.
Dann spannten sie die Geißchen ein
und setzten unter Scherz und
Lachen

zu dritt sich in den kleinen Wagen,
und fort ging's über Stock und Stein.
Hei! Sind sie flink, die Geißelein!
Doch unterwegs, man kann sich's
denken,

wollt' jeder gern die Geißchen lenken,
ein jeder wollt' Kutscher sein,
die Peitsche halten und die Lein'.
Sie fingen an herumzuzerren
und sich den Platz noch zu versperr'n;
und endlich gab es gar noch Streit;
recht schön war die Chaussee und breit;
doch, während sie Spektakel machten,
that keiner mehr des Weges achten;
nicht weit, da lag ein Haufen Stein,
die Geißchen fuhren grad hinein.
Ein Plumps — da lagen die drei Knaben
zusammen in dem Chaussee-graben.



P.H.

M.R. 06



Puppenspiel in drei Aufzügen

von Hans Schmidkunz,
mit Kopfleiste von F. W. Engel.

Personen:

Mama	Kasper	Tod
Gretchen	Käthchen	Teufel
	Klausner	

Technische Anweisung.

Das Spiel ist für ein Puppentheater mit plastischen Figuren und dem erforderlichen Geräte gedacht. Soweit diese fehlen, oder sofern nur ein Kaspartheater mit flachen (einseitigen) Figuren zur Verfügung steht, können einige scenische Darbietungen — wie im ersten Aufzug die Bett- und Badeeinrichtung — unbeschadet des Zusammenhangs bloß angedeutet werden oder ganz wegleiben.

Die hier angegebenen Stellungen der Figuren (rechts u. s. w., vom Spieler aus) mögen je nach Beschaffenheit des Theaters geändert werden. Für den Vortrag empfiehlt sich im allgemeinen ein ziemlich langsames Zeitmaß.

Die Stimmen der Figuren sind: für Mama hoch, für Gretchen sehr hoch, für Kasper mittelhoch, für Käthchen dünn und fein, für Klausner tief, für Tod sehr tief und matt, für Teufel mitteltief, schnarrend.

Erster Aufzug.

Musik als Vorspiel. Vor Beendigung der Musik geht der Vorhang auf.

Schlafzimmer. Im Hintergrund Betten, darauf die zwei Kinder, leicht bekleidet. Im Vordergrund rechts eine Badeeinrichtung mit Vorhang; davor Mama. Im Vordergrund links Käthchen.

Mama:

Wacht auf, ihr lieben Kinder, auf!
Schon macht die Sonne ihren Lauf
und kauft euch einen schönen Morgen;
das übrige wird Gott besorgen.

Gretchen

(kommt nach vorne, gegen rechts):

Mamachen, denk dir meinen Traum!
Ich glaub' es jetzt noch selber kaum:
Der Teufel kam so ganz verstoßen
und wollte sich den Kasper holen. (Weint.)

Mama:

Run weine nicht; er ist noch hier
und schläft gleich einem Murmeltier.

Gretchen

(mit zitternder Stimme):

Da thät' er unsern Kasper haschen —

Die Musik von Julius Zellner erschien im Verlage von Max Brockhaus, Leipzig.

Mama:
Setzt, Kinder, werdet ihr gewaschen.

Kaspar:
Nein, nein, ich mag nicht gewaschen werden; das Wasser ist so naß, und da bleib' ich lieber unter der Decke.

Mama:
Um dich des Schmutzes zu befeizen!
Pfu! — Wasserkaspar sollst du heißen.

Gretchen:
O Kaspar, denk' an diese Qual:
Gleich kommt der Teufel noch einmal!

Kaspar:
Der Teufel? Der soll nur kommen. Den-schlag' ich mit meiner Keule tot — so —
(nimmt ein Lineal in den Arm und schlägt damit nach Kasparart ein paar-mal zu.)

Mama:
Weg mit dem Lineal und laß es!
Nun ist's genug des dummen Spasses.
Schäm' dich vor Miezekätzchen doch —
die putzt ihr Pötchen immer noch.

Kaspar:
Ich hab' aber keine Pfoten, sondern Hände; und wenn ich daran lecke, krieg' ich nur wieder 'mal Gaue.

Gretchen:
Du dummer Kaspar, gib doch bei:
Der Mensch, das Tier — sind zweierlei.

Mama:
Komm', Gretchen, es vergeht die Zeit;
mach du für's Wasser dich bereit.
(Mama dreht einen Hahn, so daß das Wasser aus der Brause od. dgl. rinnt. Möglichenfalls genügt dazu ein gewölbter Glasstab, der sich dreht.)

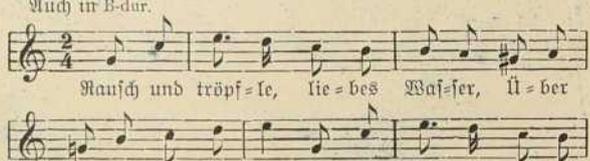
Kaspar:
Hu, hu, hu, das Wasser: das ist der große Teufel;
der hat so nasse kalte Krallen; wenn ich den nur einmal erschlagen könnt'!

Ich hau' dich mit der Keule —
dann heule, heule, heule!

(Er thut, als schliefe er ein, und schnarcht sehr stark, während

Gretchen singt.)

Auch in B-dur.



Kausch und tröpf=le, lie=bes Was=ser, U=ber
al=le Men=schen hin; Nur der Schmutz=stink ist dein



Was=ser, Nur der Angst=maß wird dich fliehn. Draus und
gurgle, spriz und sprüh=e Rechts und links und hier und
dort, Flug=lein leuch=te, Wänglein glüh=e heut' und
mor=gen und so fort!

Mama
(läßt Gretchen hinter den Badevorhang treten):
Mein Gretchen wird sich sauber putzen,
doch Kaspar immer mehr verschmutzen.
(Zieht den Vorhang hinter sich und Gretchen zu.)

Kaspar
(schnarcht weiter. Dann steckt er den Kopf aus dem Bett, sieht sich um und springt heraus, mit dem Lineal unterm Arm. Er macht damit schlagende Bewegungen bald gegen den Vorhang, bald gegen Käzchen zu):

Was doch so ein armer Kaspar für ein schlechtes Leben hat! Miezekätzchen braucht kein Wasser und kann sich doch immer sauber machen. Wenn nur der Kaspar die Mieze und die Mieze der Kaspar wär'! Sag' einmal: Möchtest du nicht der Kaspar werden?

Kätzchen:
Miau, miau; du kämst mir recht!
Der Kaspar ist mir viel zu schlecht.

Kaspar:
Aber wenn du der Kaspar bist, kämst du immer bei Tisch sitzen und bekommst so viel süße Milch, als du magst.

Kätzchen:
Nein, nein; ich danke für die Ehre,
daß ich der — Wassertaspar wäre.

Kaspar
(schlägt auf sie zu, daß sie davonspringt, und eilt ihr mit Schlägen nach.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Musik als Vorspiel. Nach Beendigung der Musik geht der Vorhang auf.
Wald mit Lichtung. Links neben einer Quelle eine Klause; der Klausner tritt aus ihr heraus. Käzchen flieht (von rechts her) an ihm vorbei in die Klause.

Kaspar
(eilt hinter Käzchen mit seinen Schlägen her, stößt an den Klausner und prallt zurück):

Oha!

Klausner:

Wer stört mir meine heil'ge Stille?!
Sag', Fremdling, an: was ist dein Wille?

Kaspar:

Mein Wille? Ich habe ja gar keinen Willen. Mama sagt immer: Kinder dürfen keinen eigenen Willen haben.

Klausner:

Und warum quälst du dann so schwer
das arme Tierchen bis hieher?!

Kaspar:

Lieber Klausner: du hast gut reden in deiner heiligen Stille. Dich nennt man nicht den Wasserkaspar — und mich hat sogar die Miese so genannt!

Klausner:

Den Wasserkaspar? Ja wesswegen?

Kaspar:

Wesswegen? Weil mir das Wasser zu nah und zu kalt ist und ich mich nicht waschen lassen will. Ich bin einmal kein Waschlappen!

Klausner:

Das Wasser ist ein Gottesseg'n.
Wer seinen Körper rein erhält,
der kommt gesund durch diese Welt
und lebt so lang, wie mir das Leben
der gute Gott dafür gegeben.
Sieh' meine Quelle: täglich neigt
sie meinen Körper, bis zuletzt
ein sanfter Tod mich nimmt von hinnen.
O Kaspar, Kaspar: erst besinnen!

Kaspar:

Das hab' ich schon oft genug hören müssen; und wenn du nichts anderes weißt, so nimm eine Schere und scher dich zum Teufel!

Klausner:

Laß mir den Teufel ungeschoren,
sonst hat er rasch dich bei den Ohren!

Kaspar:

Das möcht' ich erst noch sehen; ehe der meine Ohren kriegt, schlag' ich ihn — so, mit meiner Heuleule (macht Schlagbewegungen) — daß er Ohren kriegt, länger als dein Bart.

Klausner:

Jetzt, Kaspar, ist, das sollst du wissen,
mir die Geduld entzweigerissen.

Kaspar:

Da nehm' ich einfach das andere Ende und lauf damit davon; und wenn der Teufel kommt und auch was von seiner Geduld redet, so kriegt er's, damit er sie verlängern kann.

Klausner:

Leb wohl! Zu helfen ist dem nicht,
der als ein — Wasserkaspar spricht. (ab.)

Kaspar:

Aber von der Geduld, die so ein Wasserkaspar mit den Wassermenschen haben muß, spricht kein Mensch. Tod und Teufel! Jetzt hab' ich's satt.

Tod

(im Hintergrund links ganz langsam aufsteigend):
Kaspar, Kaspar, kennst du mich?

Kaspar

(steift: „O du mein lieber Augustin.“ Dann):

Wo, wer kann jeden Menschen kennen! Woher kennst denn du mich?

Tod:

Kaspar, längst schon kenn' ich dich.
Wer voll Schmutz durch's Leben geht,
in dem Buch des Todes steht.

Kaspar:

Danke schön für die Ehre; aber wenn ich so schmutzig bin, was willst du dann mit mir anfangen?

Tod:

Wer mit Wasser nicht zufrieden,
der muß in der Hölle sied'n.
Kaspar, Kaspar: noch ist's Zeit —
wende dich zur Reinlichkeit!

Kaspar:

Nein, nein; erst soll ich mich zur Reinlichkeit wenden, und dann werd' ich doch wieder schmutzig, so daß das Wenden wieder von vorn beginnen kann. Glaubst du denn, ich bin eine Wendeltreppe?

Tod:

Kaspar, Kaspar, bess're dich!

Kaspar:

So, das auch noch! Wässern soll ich mich, bessern soll ich mich — und immer noch nasser soll ich werden. Hol' das der Teufel!

(Witz und Donner Schlag.)

Ujegerl, jetzt wird's ernst. Mir scheint, der Teufel glaubt wirklich, ich brauch' ihn. Möcht' aber nur wissen, wie der denn eigentlich ausschaut.

Teufel

(vor dem Tod aufsteigend, unter „fürchterlichem Gebrüll“):
Holla, Kaspar, riebst du mich?

Kaspar:

Also so schaust du aus? Na, dann komm' an mein
Bruderherz: du Schmutzteufel, du Schmierfink, du, du —
Wasserkaspar!

Teufel:

Büßen sollst du deine Sünden
in den tiefsten Feuerschländen!

Kaspar:

Da bin ich einmal neugierig, wie's in dem seiner
Hölle zugeht. Ist nur schade, daß Mama nicht mit-
kommt; sonst würd' es gleich wieder heißen: „Da schaut's
ja aus, wie in einem Schweinestall!“

Teufel:

Kasch hinunter in den Schlund
reißt sich selbst der böse Mund.
(Stürzt mit Kaspar hinab. Tod folgt langsam.)
Ende des zweiten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Musik als Vorspiel. Nach Beendigung der Musik geht der
Vorhang auf. Schlafzimmer wie im ersten Aufzug. Mama
links, Gretchen in der Mitte.

Mama:

Wo mag nur Kaspar sich verweilen?!

Gretchen:

Will ihn zu suchen mich beeilen.
Er steckt am Ende hinter'm Bett? (Sucht.)

Mama (weinend):

Wenn ich mein Gretchen auch nicht hätt'?!
Gretchen:

Nein, nein, Mama: ich bleibe dein. —
Sollt' er gar auf der Gasse sein? (am Fenster.)

Kaspar (aus der Tiefe):

Mama, Gretchen, zu Hilfe — ich falle in einen
Schweinestall hinein!

Mama (am Fenster):

Kein Kaspar und kein Schweinestall!
Das ist ein ganz besond'rer Fall.

Teufel (von fern):

Büße deine Sünden du!
Hier hilfst dir kein „Huhuhu.“

Kaspar (wie vorher):

Schnell, schnell, zu Hilfe; mir scheint, der Teufel will
mich mit Feuer waschen, und da ist mir das Wasser doch
noch lieber!

(Höllennusik. Von der Seite her ein roter Feuerschein, dargestellt durch
bengalische Streichhölzer, deren Glut der Spieler in ein Blechgefäß
fallen läßt.)

Gretchen:

Mama, geschwind: da brennt's ganz schaurig,
und Kaspar ruft so weh und traurig!

Mama (beim Fenster):

O seht das arme Kasparlein,
wie stürzt es in die Glut hinein!
Und rechts und links schlagen die Flammen
um unser liebes Kind zusammen!

Gretchen:

Weißt du, Mama, was ich will wagen?
Mir hat der Teufel nichts zu sagen.
Ich lösche seinen Höllenbrand
mit Wasserguß von meiner Hand.

Mama:

Mein gutes Gretchen: thu's geschwind,
dann rettest du das arme Kind.

Gretchen

(geht aus einer Kanne oder dgl. Wasser beim Fenster hinaus. Man hört,
wie eine Glut zischend gelöscht wird, indem der Spieler Wasser in sein
Blechgefäß gießt, und man hört den Teufel brüllen.)

Kaspar (wie vorher):

Au weh — erst bin ich vom Regen daheim ins
Feuer, und jetzt vom Feuer in die Traufe gekommen.
Da ist mir der Regen doch noch lieber.

Mama:

Nun siehst du, liebes Kasparlein:
Ein Wasser muß doch immer sein.
Jetzt schnell zu mir heraufgeklettert,
ob auch der Teufel noch so wettet!

Kaspar:

Ade, Teufel; und wenn du wieder einmal eine Feuer-
wehr brauchst, so ruf' nur deinen Wasserkaspar und sein
braves Schwesterlein (kommt herauf).

Gretchen:

Ich singe meine schönsten Lieder —
Wir haben unsern Kaspar wieder.

(Sie wiederholen zu dritt das Lied aus dem ersten Aufzug, etwa als
Terzett und schließen folgende weitere Strophen an:)

Kommt der Teufel mit den Krallen,
den zu waschen, der beschmutzt,
werden wir ihm nicht gefallen;
denn wir sind schon längst gepuzt.

Plantsch und pritschle, spriz und sprudel,
Wasserkaspar-teufelein:
Keine Miese und kein Pudel
und kein Kaspar wird mehr dein.

(Zum Schluß können die vier übrigen Figuren des Stücks dazu kommen,
mitsingen und mittanzen.)

Ende des Stückes.

Das Glöckchen.

Ein Märchen von Paula Dehmel.

Illustriert von F. Regenbath.

Vor vielen hundert Jahren warf einmal ein gutes Kind ein Glöckchen, das ihm die Mutter zum Spielen gegeben hatte, in die Luft und rief dabei: „Das soll ein liebes Engelnchen haben.“ Das Glöckchen kam nicht wieder zur Erde; man suchte und suchte; aber es war und blieb fort. Keiner hat

je erfahren, wohin es gekommen ist; denn zufällig spielte wirklich ein kleiner Engel in der Luft, und als er die lieben Worte des Kindes hörte, fing er das Glöckchen auf. Still flog er durch den Wald damit. Die Bäume rauschten und nickten dazu; die Vögel sangen; die blauen Glockenblumen winkten und hätten gar zu gerne mit dem Glöckchen gespielt; der Engel aber flog weiter bis zu einer heimlichen Quelle. Da wohnte die Waldfee, seine kleine Freundin. Rasch kam sie aus der Grotte, in der sie eben badete, herausgehüpft, faßte den Freund um den Hals und gab ihm einen Kuß. „Das ist lieb von dir“, sagte sie, „daß du mich wieder mal besuchst.“ Der Engel zeigte ihr das Glöckchen, erzählte, wie er es bekommen hätte, und fragte sie zuletzt, was sie wohl damit machen könnten. „Ei, wir wollen es aufhängen, damit es uns recht schön was vorflingt“,

lachte die kleine Elfe. Der Engel nickte, und seine blauen Augen glänzten. Er flog in die Höhe und band das Glöckchen mit einem unsichtbaren Faden an den Himmel fest. Da hängt es noch, tief in den Wald herab, in dem die kleine Fee zu Hause ist, und immer zu Ostern pukt sie es hübsch blank. Gute Kinder hören manchmal ein helles Klingeln in der Luft, das aus dem Walde herzukommen scheint, und dann fühlen sie sich wie im

Himmel, als ob sie selber Engel wären, und haben die ganze Welt lieb. Immer, wenn ein Kind so recht von Herzen gut gewesen ist, tippt die Fee an das Glöckchen, und dann kommt der Engel angeflogen, und sie erzählt ihm, was das liebe Kind gethan hat. So hört denn:



Frei war der Sohn eines armen Dorfschusters.

Eines Tages mußte er aus der kleinen Stadt, die nicht weit von dem Dorfe lag, ein Paar Stiefel abholen und sah dabei in einem Schaufenster eine Schachtel wunderschöne,

bunte Zinnsoldaten. Ach, wie herrlich die waren! Gar nicht so gequetscht und dünn, wie die Zinnsoldaten sonst gewöhnlich sind; nein dick und rund, wie richtige Soldaten, die auf der Straße marschieren. Frei hätte gar zu gern auch solche Soldaten gehabt. Sein Vater hatte ihm gesagt:

„Die Sechser, die du von den Leuten für Schuh-Austragen kriegst, darfst du behalten“, und nun sprate er und sparte. Endlich, als schon fast ein Jahr herum war, hatte er eine Mark. Hurra! Nun kauf ich mir Soldaten! Sein Herz klopfte vor Freude. Auf dem Wege zur Stadt mußte er durch einen Wald; lustig pfiß er vor

sich hin und malte sich schon aus, wie schön er mit den dicken, bunten Soldaten spielen werde. Da kam ihm ein anderer Junge entgegen, der trug ein enges, hölzernes Bauerchen, aus dem ein graues Vögelchen ängstlich durch das Gitter sah. „Ach, das ist ja eine Nachtigall“, rief Frei. „Ja“, rühmte sich der Junge „die habe ich eben gefangen.“ „Ach Gott, das arme Tier, laß es doch fliegen“, bat ihn Frei; „sieh doch, wie es sich ängstigt.“

„So dumm“, meinte der Junge; „dafür giebt mir der Vogelhändler wenigstens eine Mark.“ „Hier“, rief Fritz, „ich habe auch eine Mark, gib mir die Nachtigall!“ „Meinetwegen“, sagte der Junge, nahm die Mark und ging. Da stand nun Fritz mit seinem Käfig, und plötzlich dachte er betrübt an die schönen Soldaten. Aber das Vögelchen sah ihn mit so bittenden Augen an, und rasch öffnete er das Gitter. Und als das Tierchen nun aus seinem Gefängnis hoch flog und jubelnd zwischen den Bäumen verschwand, da war es unserm kleinen Schusterjungen, als hörte er aus weiter Ferne her ein Glöckchen klingen, und das machte ihn so selig, daß er sich vor Freude gar nicht zu fassen wußte. In großem Bogen warf er den Käfig in den Busch und lief nach Hause. Immerfort hörte er im Ohr das helle Glöckchen klingen, bis ins Herz hinab, und das kam ihm tausendmal schöner vor, als die dicken, bunten Soldaten, die ja doch in ein paar Wochen entzwei gegangen wären.

Franz und Rudolf waren Nachbarkinder. Franzens Eltern wohnten in einem großen, feinen Hause, das ihnen ganz allein gehörte, und es ging dem muntern Franz sehr gut. Die Eltern waren gar nicht streng zu ihm, sondern zeigten ihm von klein auf durch ihr eigenes Beispiel, daß ein liebevolles Herz den Menschen froh macht, und sagten ihm mit ruhigen Worten, was gut und böse und schön und häßlich in der Welt sei. Auch verwehrt sie ihm seine kindlichen Wünsche nur, wenn sie andern lästig oder ihm selber schädlich werden konnten, und das lernte er auch bald begreifen und wurde ein braver Junge. Rudolf aber hatte ein recht trauriges Elternhaus. Seine Mutter war früh gestorben, und nun lebte er wie eine arme Waise. Denn sein Vater hatte sich den Tod der Frau so sehr zu Herzen genommen, daß er fast den ganzen Tag in den Wirtshäusern saß und sein bißchen Geld bald

ganz verbrachte; und wenn er einmal zu Hause blieb, prügelte er den Rudolf um jede Kleinigkeit. Schmutz und Unordnung herrschten in der ärmlichen Wohnung; niemand kümmerte sich um das Herz des Kindes, niemand um seine Kleider, seine Wünsche und Pflichten. Da war es wohl kein Wunder, daß der arme Junge nach und nach ein scheues und verstocktes Wesen annahm. Von den Mitschülern verspottet und verachtet, wurde er

trozig, blieb für sich und that den andern Kindern Böses, wo er nur konnte. Eines Tages sah ihn Franz vom Fenster aus, wie er über den Zaun weg von einem Apfelbaum, der seinen Eltern gehörte, die schönsten Früchte abriß und noch dazu die jungen Zweige mit abbrach. Voller Entrüstung lief er zu seiner Mutter und erzählte ihr, was er gesehen hatte. Die aber schüttelte sanft den Kopf und sagte: „Du mußt nicht gleich so böse auf den armen Jungen sein; sieh mal, Franz, er hat ja keinen, der ihn wirklich lieb hat und ihm sagt, wie häßlich das ist, was er da eben gethan hat.“ Franz war ganz still geworden, als die Mutter so sprach, und suchte sich von nun an dem scheuen Rudolf zu nähern. Aber es wollte ihm nicht gelingen; denn der Knabe, an solche Teilnahme nicht gewöhnt, sah alles, was sein kleiner Nachbar that, mit Mißtrauen an und hielt seine Freundslichkeiten für Verstellung. Nicht lange darauf vermüßte Franz sein hübsches, rot und grün gestreiftes Lineal, das ihm der Onkel aus Wiesbaden mitgebracht hatte. Er suchte es überall, konnte es aber nicht wiederfinden und gab es verloren. Er und Rudolf mußten, wenn sie aus der Schule nach Hause gingen, durch eine kleine Parkanlage und machten den Weg zuweilen gemeinsam. Eines Tages waren sie wieder eine Strecke schweigend nebeneinander hergegangen. Franz suchte nach Worten, um mit Rudolf ein Gespräch



anzufangen; er wollte gar so gerne, daß ihn sein Nachbar lieb gewinnen möchte. Plötzlich warf Rudolf seine Mappe hin, und mit dem Ruf „ein Eichhörnchen!“ lief er auf einen der Bäume zu. Dabei war die Mappe aufgegangen, und zwischen Schulheften und Büchern sah Franz nun sein Lineal im Grase liegen. Erschrocken nahm er es auf; Rudolf aber stand schon neben ihm, steckte trotzig die Hände in die Taschen und sagte kein Wort. „Bitte, Rudolf“, stotterte Franz verschämt, „ich will dir's ja so gerne schenken“, und dabei wurde er ganz rot vor Freude. Da fing Rudolf

heftig an zu zittern, fiel auf die Erde und hub herzzerbrechend an zu weinen; und Franz weinte zur Gesellschaft mit. Kein Mensch sah die beiden schluchzenden Kinder, wie sie sich umschlungen hielten; sie aber hörten beide aus der Ferne das helle Glöckchen-klingen und behielten sich lieb fürs ganze Leben. —

Die Waldfee sitzt noch immer an der Quelle und paßt auf; jedesmal, wenn Kinder recht von Herzen gut gewesen sind, tippt sie an ihr Glöckchen und erzählt dem kleinen Engel mit den blauen Augen, wie sich alles zugetragen hat.



Die Subnerfamilie.

Von Eva Raders.

Ein Gickelchen, ein Sinkelchen,
das waren ihrer zwei;
es legt das fleiß'ge Sinkelchen
fast jeden Tag ein Ei.

Und, als zehn Eier in dem Nest,
setzt es sich schön dabei,
saß auf den Eiern backelfest
genau der Wochen drei.

Und eines Tags, es war im Mai,
da rascheltes in dem Stroh;
da piept und quickt's in jedem Ei,
das wuschelte nur so.

Und platz, da sprang die Schal' entzwei,
ein Junges froch heraus,
und so ging's weiter, eins, zwei, drei,
war'n alle zehn heraus.

Da kam auch der Herr Gockelbahn
gar eilig denn herbei,
führt an den Troß, geht stolz voran
und thut den Sahnenschrei.

Der Sahnenschrei heißt: Kikrikil!
Die Jungen nach der Reih',
die lernten es ganz ohne Müh'
und schrie'n ihn frisch und frei.

Doch kommt der Abend dann herbei,
da ruft das Subn: gluck, gluck,
spreizt auf die Flügel, eins, zwei, drei,
sind alle drin verschluppt.

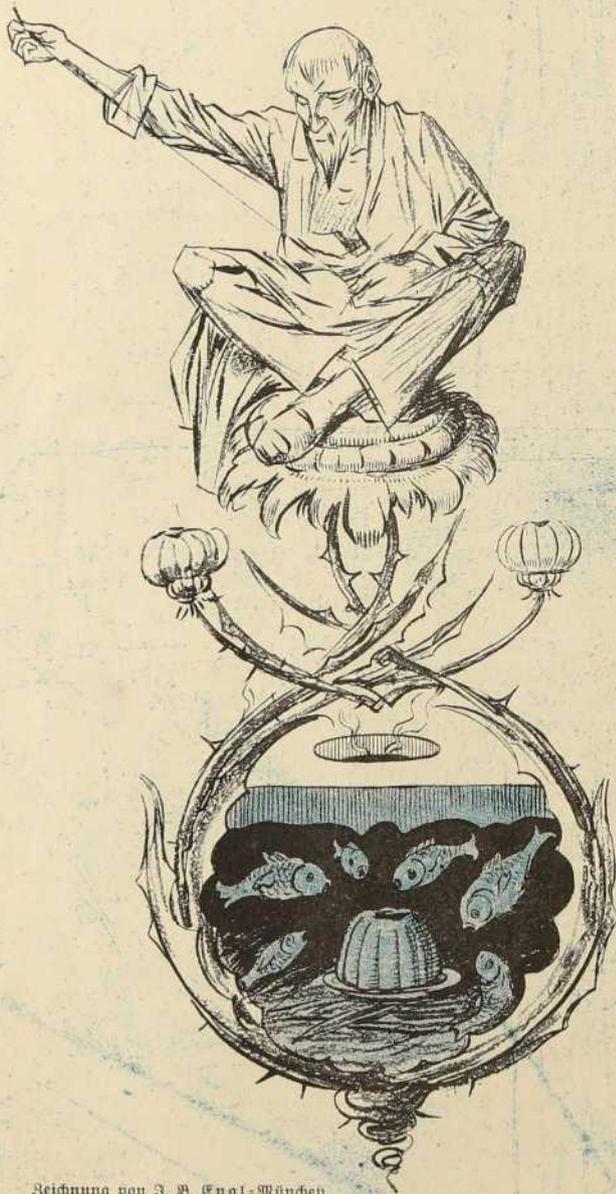


Der Eierkuchen.

Von Paul Friebeu.

Am Mühlenteich ein Häuschen steht,
darinnen wohnt ein Schneider;
und wie ihr auf dem Bilde seht,
sicht grad' er alte Kleider.

Das Sticken bringt nur wenig ein,
läßt seine Leute mager;
drum ist auch unser Schneiderlein
so schrecklich dünn und hager.



Zeichnung von J. B. Engl-München.

Seit langem schon erhält es sich
von Brot nur und von Wasser;
drum wird bei jedem Nadelstich
es schwächer stets und blasser.

Da naht die gute Müllerin
mit Butter, Mehl und Eiern.
Es soll auch Meister Fridolin
die Weihnacht frohlich feiern.

Laut jubelt auf das Schneiderherz,
noch mehr der Schneidermagen;
Freund Zwirn blickt dankend himmelwärts,
dann fängt er an zu jagen.

Er jagt vom Tisch zum Herde hin,
vom Herd zum Tische wieder,
und singt dabei mit frohem Sinn
die schönsten Weihnachtslieder.

Er pantscht und mantscht, er rührt und mischt,
treibt alle Bäckerfüße.
Gar bald sein Werk im Tiegel zischt,
Sei, diese fetten Dünste.

Als fertig liegt im Tiegel fein
ein prächt'ger Eierkuchen,
da drängt mit Macht des Hungers Pein,
das Backwerk zu versuchen.

Auweh, das Jengt! Auweh, das brennt!
Um schneller sich zu legen,
beschließt den Kuchen er behend
aufs Eis hinauszusetzen.

Er thut's und eilt zurück ins Haus,
sein Tischlein frisch zu decken.
Wie prächtig wird der fette Schmaus
auf reinem Tuche schmecken!

Doch als zum Teich er wiederkehrt,
mit Blicken wonnetrinken,
ein best'ger Schreck den Leib durchfährt:
Stamm ist Zwirn umgesunken.

Ein großes Loch im Eise spricht:
„Dein Schatz liegt bei den Unken!
Es ist dein schönes Festgericht
im Mühlenteich versunken.“

Das Schneiderlein hat nicht bedacht,
daß vor der Hitze Glut
des starren Eises Demantpracht
zerschmilzt in Wasserflut.

Schluss. Die Moral ein jeder fühl:
Hast du 'nen Eierkuchen,
so harre still, bis er gefühlt,
dann magst du ihn versuchen.

Vrenelis Weihnacht.

Eine Erzählung aus dem Schwarzwald von J. von Wildenradt.

Illustriert von K. Robertlein-Berlin.

Schön sind die Thäler des Schwarzwaldes, wenn die Sommer Sonne in strahlender Pracht über den tannendunklen Höhen steht und der Wind das reife Korn auf den Feldern sacht hin und her bewegt, — wenn die Lerche jubelnd in die Lüfte steigt und der Falke im blauen Aether mit ausgebreiteten Schwingen seine Kreise zieht. Dann sprießen im ausgetrockneten Bett des Bergbaches buntfarbige Blumen in reicher Fülle, und die Kinder des Dorfes wunden sie sich zum Kranz.

Schön sind die Thäler des Schwarzwaldes, wenn im Dezember der Mond sein bläuliches Licht über dieselben Höhen gießt, deren Tannen unter der Last des Schnees fast zusammenbrechen. Mit weißer Hülle bedeckt liegen jetzt Wiese und Feld; die bunten Blumen sind längst verschwunden, und über den Bach, der sich im Herbst mit frischen Quellen füllte, spannt der Winter die starre Eisdecke. Statt einen Strauß zu pflücken, tummeln sich „Mädle und Buabe“ jetzt auf der spiegelglatten Fläche, nicht so kunstgeübt, wie die Kinder der Stadt, aber mit nicht minderm Behagen.

Auch Vreneli, das Tochterlein des verstorbenen Lehrers Böhrenbach und seiner Frau Margret, fehlte selten unter der fröhlichen Schar. Allein heute, am Weihnachtsabend, hatte sie die Gespielinnen früher, als sonst, verlassen; und als sie gefragt worden war, weshalb, hatte

sie geheimnisvoll geantwortet, sie müsse noch einen Gang in die Stadt thun. Was sie dort zu besorgen habe, verriet sie jedoch niemand. Der Grund aber war folgender: Als Vreneli vormittags nach der Schule am

Hause der Wirtin „Zum goldenen Anker“ vorbeigegangen war, hatte diese ihr eine Bestellung an die „Frau Bürgermeischtere“ aufgetragen und der Kleinen als Belohnung in einer großmütigen Regung ein silbernes Fünzig-Pfennigstück in die Hand gedrückt. Vielleicht war's auch nur eine Verwechslung mit einem „Zehnerle“ gewesen.

Beim Anblick der großen Gabe war das Vreneli fast erschrocken. Doch da die Ankerwirtin ihren Dank kurz ablehnte, hatte dies kleine seelenvergnügt das Geldstück behalten. Sie dünkte sich gewaltig reich und überlegte auf dem Heimwege zur Mutter, was sie mit dem Gelde anfangen wolle. Nach langem Besinnen war ihr Entschluß gefaßt: „Nix schwäge und 'em Mütterle e Christkindle*) dafür kaufe!“

Gedacht, gethan! Schon vor einer halben Stunde hatte sich Vreneli auf den Weg in die nahe Stadt gemacht; wenn sie sich nicht unnützig aufhielt, konnte sie recht wohl wieder im Heimatdorf sein, ehe die Winter nacht hereinbrach. Dem Mütterle hatte sie aber nichts verraten, damit die Überraschung um so größer sei.

*) Provinzialismus für Weihnachtsgeschenk.



Da stand die Kleine nun in einem Glaswarenladen, durch dessen Scheiben sie eire Weile geguckt hatte, bis sie sich ein Herz nahm und eintrat. Mit offenem Munde starrte sie die glitzernden Herrlichkeiten an; solche Schätze hatte sie sich nicht träumen lassen, und vor lauter Anschauen vergaß sie beinahe den Zweck ihres Kommens. Ringsum standen Leute, die noch in letzter Stunde ihre Einkäufe machten, und so blieb das Breneli eine Zeit lang unbeachtet, bis eine freundliche Frau sie fragte, was sie denn zu kaufen wünsche?

Im Dialekt ihres Heimatdorfes erwiderte die Kleine: „E Christkindle für's Mütterle!“

„So ist's recht! Aber was hätte denn dein Mütterle gern?“

Die Antwort darauf machte dem Breneli keine Schwierigkeit; sie hatte unterwegs ja schon alles überlegt und sagte nun: „E schön's Kaffeetäßle mit blaue Blume und 'eme goldige Rändle!“

Der Verkäuferin gefiel das resolute Dorfkind mit den roten Wäckchen und dem ärmlichen, aber rein und ganz gehaltenen Kleidchen, und so brachte sie ihm eine Tasse, die nicht nur blaue, sondern auch rote Blumen und sogar zwei goldene Ränder nebeneinander hatte. Das Kapital, das Breneli dafür aufwenden wollte, war zwar etwas bescheiden; aber da die Frau ein gutes Weihnachtsgeschäft gemacht hatte, überließ sie dem Kinde die Tasse gegen das Fünzigpfennigstück.

Ihre Weihnachtsgabe wohlverpackt in der Hand tragend, machte sich Breneli auf den Heimweg. Es war hohe Zeit; denn schon begann man in der Stadt die Laternen anzuzünden, und mit raschen Schritten brach die Winternacht herein. Da galt es tüchtig auszuweichen, um vor Dunkelwerden das Heimatdorf zu erreichen.

Guten Mutes und freundigen Herzens marschierte die Kleine fürbaf. Sie malte sich das Erstaunen der Mutter aus, wenn sie ihr als „Christkindle“, das Prachtstück einer Tasse auf den Tisch stellen und dazu erzählen konnte, wie sie das viele Geld erworben habe. So bescheiden die Weihnachtsgabe im Hause Frau Margarets auch auszufallen pflegte, — das Breneli freute sich doch darauf, freute sich doppelt, da sie zum erstenmal dem geschriebenen Glückwunsch etwas so unendlich Schönes beifügen konnte.

Schon hatte sie etwa die Hälfte des Weges hinter sich, als plötzlich ein Schneesturm sich erhob, der binnen wenigen Minuten jeden Pfad unkenntlich machte. Der eifige Wind trieb der Kleinen die feuchten Flocken ins Antlitz, daß sie die Augen nur mit Anstrengung offen zu halten vermochte; an Hals und Armen drangen die Schneekristalle in die Kleider, immer nasser wurden die Röcke, immer schwerer die Schuhe. Dichter und dichter lagerten sich die weißen Massen; kein Mondlicht, kein helles Sternchen leuchtete bis zur Erde herab.

Breneli war nicht zaghaft; aber den tobenden Elementen gegenüber mußte ihre Widerstandskraft rasch erlahmen. Eine Müdigkeit, die immer stärker wurde, erfaßte sie; sie dachte an das Mütterlein, an das Christbäumchen, das nun bald angezündet werden mußte, — sie wollte rufen, aber die Stimme versagte ihr, — sie wollte die Hände hilfesuchend ausstrecken, aber sie tastete ins Leere! Nichts als Nacht und Schnee ringsum; kein Lichtstrahl, kein schützendes Obdach! Und immer schwerer die Füße, immer schwerer die Lieder. Da plötzlich begann vor ihren Augen ein seltsames Flimmern und Leuchten, wie von tausend funkelnden Sternchen, und in den Ohren klang es wie von fremden, wunderbaren Melodien, bis das Breneli mit einem hangen Seufzer bewußtlos am Begrande in den weichen Schnee niedersank. — — —

In ihrem bescheidenen Zimmerchen weckte Frau Margret. Der alte Waldhüter hatte ihr für seinen Liebling, das Breneli, ein zierliches Tannenbäumchen geschenkt; nun saß die Witwe in der Nähe des Ofens und pußte den Weihnachtssbaum mit einigen Glaskugeln, Äpfeln und Nüssen freundlich auf. Sie dachte dabei mit Behmut ihres toten Gatten und war eben im Begriff, ein Paar Wachskerzen auf den dünnen, schwankenden Zweigen zu befestigen, als ein Windstoß das Häuschen in seinen Fugen erzittern machte. Frau Margret schreckte zusammen, — Breneli war ja noch nicht nach Hause gekommen. Sie mochte sich wohl mit den Gespielinnen draußen auf dem Giebel verspätet haben, — so beruhigte Frau Margret sich selbst und vollendete die Weihnachtsgabe für ihr Töchterlein, indem sie einen Teller mit Backwerk und den Stoff zu einem warmen Winterkleidchen unter das Bäumchen stellte.

So waren einige Minuten vergangen. Draußen tobte das Wetter schlimmer und schlimmer, — und das Breneli war noch nicht da! — Frau Margret trat an das Fenster; kaum aber hatte sie gesehen, wie dicht der Schnee fiel, als sie rasch ein Tuch um Kopf und Schultern warf und über die Straße zur Nachbarin ging, um sich dort über den Verbleib der Kinder zu erkundigen. Denn die Tochter der Nachbarsfrau, das Ameli, war eine besondere Freundin Brenelis. Ameli aber saß seelenvergnügt neben der Mutter, vor sich eine Schüssel Milchkafee und ein großes Stück Brot. Auf die Frage Frau Margrets hieß es, daß das Breneli schon lange das Eis verlassen habe und seit mindestens einer Stunde zu Hause sein müsse. Und als Frau Margret dies verneinte, begann ein Vermuten, das doch zu keiner Aufklärung führte.

In der Hoffnung, daß die Kleine inzwischen wohl heimgekehrt sein werde, begab sich Frau Margret in ihr Häuschen zurück; aber die Hoffnung betrog sie, — das Breneli war nicht da. Vergebens durchsuchte Frau Mar-

gret die wenigen Räume des Hauses, — Breneli war und blieb fern!

Da erfasste eine entsetzliche Furcht das Herz der armen Mutter. Wenn ihr Töchterchen bei solchem Wetter draußen war! — Sie vermochte den Gedanken, was alles dem Kinde zustößen könne, nicht zu Ende zu denken. — Was aber sollte sie anfangen, — wohin sich wenden? Vor wenigen Jahren erst war ihr guter Mann einer schleichenden Krankheit erlegen, — sollte sie nun auch ihr Herzblatt, ihr liebes, einziges Kind verlieren? — Ein heißes Gebet entrang sich den Lippen der Bekümmerten, ein inbrünstiges Flehen, daß nicht auch ihr Breneli ihr genommen werden möge!

Wieder trat die Witwe an's Fenster und spähte hinaus; dann laufchte sie an der Thür, — alles umsonst! Ihre Angst wuchs, aber thatlos konnte und wollte sie nicht bleiben. Sie nahm eine der Wachskerzen, die für den Weihnachtsbaum bestimmt waren, holte eine kleine Laterne aus der Küche, entzündete das Licht und machte sich auf den Weg, ihr Kind zu suchen. Noch fiel Schnee vom Himmel, aber der Sturm hatte sich gelegt, und zwischen den dunklen Wolken huschte hin und wieder ein Strahl des Mondes über die winterliche Erde.

Am Ende des Dorfes lag das Haus des Waldhüters. Zu ihm trieb es Frau Margret; er sollte ihr raten, ihn wollte sie bitten, sie auf ihrem schweren Gange zu begleiten. Bald hatte sie die Wohnung des alten Freundes erreicht. Durch die kleinen Scheiben fiel ein gelblicher Lichtschein in die Nacht hinaus; Frau Mar-

gret pochte an das Fenster, und als der weiße Kopf des Alten sich zeigte, teilte sie ihm in fliegender Gatt ihre Sorgen um Breneli mit.

Bestürzt vernahm sie der greise Mann; aber in der nächsten Minute schon stand er neben ihr, die Pelzkappe auf dem Haupt, in hohen Stiefeln, die ihn gegen den Schnee schützen sollten. Auf seinen Rat schlugen sie gemeinsam den Weg, der in die Stadt führte, ein. Sie

leuchteten nach rechts und leuchteten nach links, — sie riefen den Namen Brenelis, — aber ihnen wurde keine Antwort. Tiefersank ihre Hoffnung, und dennoch strebten sie vorwärts durch Schnee und Kälte, — vorwärts, immer vorwärts!

Da stockte plötzlich der Fuß des Waldhüters. Sein scharfes Jägerauge hatte unter einem größeren Schneehaufen etwas Dunkles entdeckt. Er rief seiner Begleiterin ein leises „Halt!“ zu; dann beugte er sich nieder, und während seine Linke die Laterne hielt, begann er mit der Rechten den Schnee beiseite zu schieben. Bald fühlte er Kleider, und nun hieß er die angstvoll auf ihn blickende Frau Margret die Laterne halten, griff mit beiden Händen tief in den Schnee und hob einen menschlichen Körper daraus hervor.

Ein aus Freude und Schreck gemischter Schrei entrang sich den Lippen der armen Mutter, als sie ihr einziges Kind so wieder fand. Sie wollte das Breneli an sich pressen; aber der alte Freund wehrte ihr. Kalt und starb war der kleine Körper, dessen Hände einen in Papier gewickelten Gegenstand krampfhaft umklammert hielten. Wenn noch ein Lebensfunke in dem Kinde glomm, so war höchste Eile geboten, ihn zur belebenden Flamme wieder anzufachen.



Der Alte war schnell entschlossen. „In die Stadt zum Doktor! So rasch wie möglich!“ Das war alles, was er sprach. Dann aber rannte er durch den Schnee, so eilig ihn nur seine Füße tragen wollten, und leuchtend folgte ihm Frau Margret. So oft sie zu erlahmen drohte, — die Mutterliebe und Sorge gaben ihr stets wieder neue Kraft. —

Geller Herzenschein strahlte aus den Scheiben, lauter Jubel von Kinderstimmen schallte aus den Fenstern des Doktorhauses in der Stadt. Als der Waldhüter die Klingel zog, wollte ihn das Dienstmädchen abweisen; doch schon stand der Herr des Hauses hinter jener. Er sah, daß Hilfe not that, und ohne viele Worte zu verlieren, nahm er Breneli aus den Armen des Waldhüters und bemühte sich, die Erstarrte ins Leben zurückzurufen.

Bangen Herzens und mit Augen voll Thränen sah Frau Margret bald auf den menschenfreundlichen Arzt, bald auf das hilflose Kind. Ein einziges, inbrünstiges Verlangen erfüllte die arme Mutter, ein heißer Wunsch, daß ihr Breneli ihr wiedergegeben werden möge. Lange mühte sich der wadere Mann umsonst; aber endlich, endlich zeigten sich Spuren des zurückkehrenden Lebens, endlich konnte er Frau Margret die tröstliche Versicherung geben, daß ihr Kind nicht die Beute des Todes sein werde.

Da wollte sie in überströmendem Dankgefühl die Hand des Arztes küssen; er aber wehrte ihr und erkundigte sich jetzt erst, wo Frau Margret wohne. Und als er erfuhr, daß sie aus dem Dorfe sei, überlegte er nur einen Augenblick und verließ dann das Zimmer, um seinem Kutscher Befehl zum Anspannen des Wagens zu erteilen.

Matt, aber mit offenen Augen lag Breneli auf einer Chaiselongue im Sprechzimmer des Doktors. Befremdet sah sie um sich; sie wußte nicht, wie ihr war, bis die Erinnerung an die Erlebnisse des Nachmittags ihr langsam wiederkehrte und sie fragte: „Mütterle, wo ich denn mei Christkindle für di bliebe?“

Das Päckchen lag noch in seiner Papierhülle auf einem Tische. Nun griff die Hand des alten Freundes darnach, und im nächsten Augenblicke befand sich die schöne Tasse in der Rechten Brenelis. Mit einem glücklichen Lächeln reichte die Kleine die Gabe, die ihr fast verhängnisvoll geworden wäre, der Mutter, die nun wußte, warum Breneli sich verspätet hatte.

Da trat der Arzt wieder ins Zimmer. Erfreut sah er, wie rasch seine kleine Pflegebefohlene sich wieder erholte. Auf seine Frage, welche Bewandtnis es mit der Tasse habe, gab ihm der Waldhüter Bescheid. Leise

murmelte der Doktor vor sich hin: „Du gutes Kind!“ Dann verließ er nochmals das Zimmer, um bald darauf mit seiner Frau und seinen eigenen Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, zurückzukehren. Jedes derselben trug eine Weihnachtsgabe in den Händen: eine Puppe und ein schönes Bilderbuch, und die gute Frau des Doktors brachte ein warmes Mäntelchen, das für ihr eigenes Töchterchen zu kurz geworden war, aber dem Breneli noch gute Dienste leisten konnte.

Die Kleine wußte nicht, was sie beim Anblick der unerhofften Bescherung sagen sollte; um so herzlicher sprachen Frau Margret und ihr alter Freund dem uneigennütigen Arzte ihren Dank aus. Und als nun der Kutscher kam, um zu melden, daß der Wagen bereit stehe, und Frau Margret fragte, was sie schuldig sei, schüttelte der Doktor den Kopf und antwortete ihr: „Ich habe am Weihnachtsabend ein junges Leben retten helfen, das ist mir Lohn genug. — Doch wollen Sie mir eine Bitte gewähren, so überlassen Sie mir zum Andenken an Breneli die Tasse. Ich will sie in Ehren halten wie ein kostbares Geschenk!“

Das Herz voll tiefen Dankes, erfüllte Frau Margret den Wunsch des trefflichen Mannes. Dann hüllte dieser die kleine Refonvalescentin in den warmen Mantel, hieß Frau Margret und den Waldhüter seinen Wagen besteigen und Breneli zwischen sich nehmen. Der Kutscher erhielt den Auftrag, jene bis vor ihr Haus zu fahren. Die Doktorsfrau brachte noch eine Flasche Wein und eine Schachtel voll Weihnachtsg Gebäck in den Wagen, — dann führen die drei durch die Winternacht von dannen.

Frisch griffen die Pferde aus, und nach Verlauf einer halben Stunde befand sich Frau Margret mit ihrem Kinde und dem alten Freunde in ihrer Behausung im Heimatdorf. Während sie ihr Töchterlein entkleidete und in das warme Bettchen steckte, hatte der Waldhüter die Kerzen am Weihnachtsbäumchen angezündet; er brachte es jetzt in das Schlafzimmer vor das schlichte Lager der Kleinen.

Da erschallte vom Turm der Dorfkirche der tiefe Ton der Glocken, die den hohen Feiertag einläuteten. Bei ihrem festlichen Klange kehrte Freude in das kleine Häuschen und die Herzen seiner Bewohner ein. Vergessen waren die Schrecken der Sturmnacht; Friede verkündeten die ehernen Zungen, Friede auf Erden. Wie verklärt hingen die Blicke Brenelis an dem glitzernden Bäumchen, und ein zufriedenes Lächeln verschönte das Antlitz des alten Waldhüters. Frau Margret aber hatte in tiefer Bewegung die Hände gefaltet, und leise flüsterte ihr Mund: „Ghre sei Gott in der Höhe!“



„Dreisilbig.“

Ein Gesellschaftsspiel.

Dreisilbig ist ein Frage- und Antwortspiel, bei dem es darauf ankommt, daß jede Antwort nicht mehr und nicht weniger als drei Silben enthält. Die Antwort darf aus einem einzigen dreisilbigen Wort, oder aus drei einsilbigen Wörtern, oder aus einem zweisilbigen und einem einsilbigen Wort bestehen. Wird jemand z. B. gefragt: „Weißt du eine Blume mit N?“, so sind beide Antworten: „Narzisse“ und „die Nelke“ richtig.

Wer eine falsche oder unzutreffende Antwort giebt, wird mit einem Pfande bestraft. Ob eine Antwort falsch (unzutreffend) ist, darüber entscheidet der Spielordner. Wer mit seiner Antwort zu lange zögert, hat ebenfalls ein Pfand verwirkt. Zählt der Spielordner bis zehn, ohne daß eine Antwort erfolgt, so giebt der Zauderer ein Pfand. Bei der Frage ist die Zahl der Silben oder Wörter beliebig.

Der Frager wirft, wenn er sich an einen Spielteilnehmer wendet, diesem ein Taschentuch zu. Hat der Gefragte geantwortet, so richtet er eine neue Frage an einen andern aus der Gesellschaft.

Zur Erläuterung diene das folgende Beispiel:

Onkel Adalbert wird von seinen Neffen und Nichten gebeten, das Amt des Spielordners zu übernehmen. Alle bilden mit ihren Stühlen einen Kreis. Links neben Onkel Adalbert sitzt Bruno, dann Charlotte, Dietrich, Else, Ferdinand, Gertrud, Hans und Ida.

Onkel A zu F: „Kannst du Schlittschuhlaufen?“

F: „Ja freilich.“ (Zu J): „Spielst du gern Klavier?“

J: „Ganz und gar nicht.“

„Halt!“ riefen mehrere zugleich, „ein Pfand! ein Pfand! Das sind ja vier Silben!“

F zu Onkel A: „Welches ist der längste Tag?“

Onkel A: „Donnerstag.“ (Zu J): „Und weshalb?“

J: „Hat zehn Buchstaben.“

„Oho!“ riefen alle, „das sind gar fünf Silben! Also wieder ein Pfand.“

F zu G: „Welches Lied gefällt dir am besten?“

G: „Ich weiß nicht.“

„Nicht wahr, Onkel Adalbert“, rief nun Ida, „das kostet doch auch ein Pfand. Solche Antwort sagt gar nichts. Gilt die als richtig, so kann man sie auf jede Frage geben.“

Onkel A: „Wir wollen hören, was Charlotte zu ihrer Verteidigung sagt.“

G: „Ich habe gemeint, Vorelei. Ich weiß nicht —“

Onkel A: „Dann ist Charlotte im Recht und hat also kein Pfand verwirkt. Bitte, nun weiter!“

G zu H: „Welcher Fisch schmeckt am besten?“

H: „Forelle.“ (Zu Onkel A): „Welches ist dein Lieblingsdichter?“

Onkel A: „Freiligrath.“

G: „Wie ist es, Onkel Adalbert, wenn man auf die eigene Frage selbst keine Antwort zu geben weiß?“

Onkel A: „Dann geht der Gefragte frei aus und der Frager selbst giebt ein Pfand.“ (Zu D): „Welches Buch gefällt dir am besten?“

D: „Robinson.“ (Zu G): „Weißt du eine preußische Stadt mit G?“

G: „Erlangen.“

„Oho!“ erscholl es von allen Seiten. „Erlangen ist keine preußische Stadt. Erlangen liegt in Bayern.“

G: „Hier ist mein Pfand.“ (Zu B): „Wie würdest du eine Reise nach Japan finden?“

B: „Entzückend.“ (Zu F): „Wie viel ist 3 mal 9?“

F: „Ich bitte dich, Bruno, diese Frage selbst zu beantworten.“

B zögert und Onkel Adalbert zählt bis zehn. B weiß keine richtige Antwort zu geben, wird daher mit einem Pfande bestraft, u. s. w.

Bald hat sich der Gut des Spielordners mit Pfändern gefüllt. Beträgt die Zahl der Pfänder ein Duzend, so ist das Spiel zu Ende, und das Auslösen beginnt.

Löwefe.

Zweisilbige Charade.

Meine erste Silbe kündet euch
einen König in der Lüfte Reich.
Was die zweite meiner Silben nennt,
als des Tages Schwester jeder kennt.
Und ein Freudenbringer ist gemeint,
wenn die beiden sind zum Wort vereint.

Löwefe.

Rätsel I.

Oft hab' ich sie am Meer gefunden,
und meist zu einem Paar verbunden.
Doch mußt du nicht zur Ferne schweifen,
kommt dir die Luft, darnach zu greifen,
heb' beide Hände nur empor
und saß dich herzlich an dem —

Gg. Lang.

Rätsel II.

Nun nenne mir, mein kleiner Mann,
ein Eisen, das auch laufen kann.
Wohl hebt es kaum sich von der Erde
und hält doch Schritt mit jedem Pferde.

Gg. Lang.

Rätsel III.

Er wälzt im Bett sich Tag und Nacht,
und doch ist er nicht träge;
denn er bewegt mit Niesenmacht
das Mühlrad und die Säge.

Es legt ihm auf die Schultern fest
der Mensch die Last, die schwere;
und ob er nie sein Bett verläßt,
trägt er sie doch zum Meere. —

Die Siebenschläfer jagen wir
wohl gern aus ihren Betten;
will er heraus, so klagen wir
und suchen uns zu retten.

Gg. Lang.

Silbenrätsel.

Die erste Silbe ist die Hälfte einer Gabe,
in zwei und drei birgt still das
Bienenchen seine Habe.
Das Ganze ist ein Tier, das flink ist und
gewandt
und klugen, frommen Auges hinaus blickt
in das Land.

Hermann Taucher.

Rätsel.

Ich bin dir ähnlich ganz,
du mußt es geben zu,
und doch ist mir ein Noth
weit ähnlicher, als du.

Hermann Taucher.

Auflosung des „Bilderrätsels auf Seite 50: „Sah ein Knab' ein Kölein steh'n.“

Das Märchen von Pomperipossa mit der langen Nase.

Von Axel Wallengren †.



Es war einmal vor vielen, vielen tausend Jahren eine furchtbar alte Hexe, die hieß Pomperipossa. Das ist nun zwar kein schöner Name, aber er ist doch noch viel schöner, als sie es selbst war! Könnt ihr euch denken, wie sie aussah? Sie hatte zwei kleine, rote Augen und einen großen Mund mit nur drei Zähnen darin. Und ihre Hände waren voll Warzen, auf dem Rücken aber hatte sie einen großen Höcker. Das Schlimmste jedoch war ihre Nase — denn diese war eine ganze Elle lang. Ihr könnt euch denken, wieviel Schnupstafel da hineinging, wenn sie schnupfte! Ein ganzes Pfund auf einmal!!

Und das konnte Pomperipossa sich erlauben; denn sie war sehr reich. Sie bewohnte allein ein kleines Haus im Walde, und das Haus war aus Würsten und Schinken erbaut, und statt der Dachziegel lagen große Platten Streuseltuchen darauf.

So reich war die Pomperipossa.

Aber kein einziger Mensch wagte sich zu ihr, und auch kaum ein Waldkobold;



denn sie war so schrecklich böse. Wenn jemand zu ihr kam, verwandelte sie ihn augenblicklich in einen Tisch oder Eimer oder Griffel oder irgend etwas anderes. Sie war eben

eine sehr gefährliche Hexe. Das größte Leidwesen aber bereitete es ihr, daß ihre Nase immer länger und länger wurde, jedesmal, wenn sie jemand verzauberte.

Das war nämlich ihre Strafe!

Nun war aber auch ein König in dem Lande, in dem die Pomperipossa wohnte, und der hatte einen kleinen Prinzen, der Pipi hieß, und eine kleine Prinzessin, die Zizi gerufen wurde. Diese gingen eines schönen Tages im Parke spazieren in Begleitung eines Hofmarschalls, der so fein war, daß er auf alles, was man zu ihm sagte, nur Ah! Ja! oder Ha! zu antworten pflegte.

„Ich will in den Wald gehen!“ sagte Prinz Pipi.

„Ja!“ erwiderte der Hofmarschall und ging mit ihnen dorthin.

Nach einer Weile gelangten sie zu einem Sumpf, und der Hofmarschall holte sich nasse Füße; denn er hatte seidene Schuhe an.

„Ha!“ sagte er und machte sogleich kehrt, um sich ein paar Stulpstiefel anzuziehen.

Aber bevor er fortging, legte er den Finger an die Nase und sagte: „Bah!“



— das sollte bedeuten:

Wartet hier, Prinz Pipi und Prinzessin Zizi, bis ich mit meinen großen Stulpstiefeln wiederkomme.

Aber das verstanden die Königskinder nicht, sondern gingen ruhig weiter in den Wald.

Und das war nun gerade derselbe Wald, in dem die Pomperipossa wohnte. Alle Vögelin begannen sogleich zu zwitschern: „Geht nicht da hinein!“ Aber Prinz Pipi verstand nicht die Vogelsprache, sondern sagte zu seiner Schwester:

„Wollen wir auf Abenteuer ausziehen? Es ist so langweilig daheim. Ich habe sicher einen Sechser bei mir. Wieviel hast du, Prinzessin?“

„Ach, ich habe nur ein blankes Zweipfennigstück“ — erwiderte Titi — „aber ich verstehe, Äpfel zu braten.“

„Da kannst du ja fast schon Essen kochen. Du sollst meine Haushälterin werden“ — sagte Prinz Pipi.

Und so zogen sie auf Abenteuer aus in den dunkeln



Wald, bis sie zu dem Häuschen der Pomperipossa gelangten, das aus Wurzeln und Schinken und Streuseltuchen erbaut war.

„Laß uns unser Abendbrot essen!“ — sagte Prinz Pipi, der Hunger verspürte und eine große Wurst von dem Hause abbrach.

Da steckte Pomperipossa ihre lange Nase zum Fenster hinaus und erblickte sie.

„Kommt hinein!“ — rief sie sogleich. „Ich bin eine gute, alte Frau. Ihr sollt Pfannkuchen bei mir bekommen.“

Prinz Pipi und die kleine Titi glaubten ihr und gingen hinein, obgleich sie große Angst vor ihr hatten.

„Um!“ — sagte die Pomperipossa und sah sie an. „Ich habe schon lange keinen Gänsebraten gegessen.“ Und dann fuhr sie mit ein paar Zaubergebärden durch die Luft, und sogleich verwandelten sich Prinz Pipi und Prinzessin Titi in zwei weiße Gänse, die einander ganz erschreckt betrachteten.

„Hofmarschall!“ wollte Prinz Pipi in seiner Angst schreien. Aber es klang nur wie „kakata!“ Er konnte nicht mehr reden, sondern nur noch gackern.

„Au! — Au!“ — schrie die Pomperipossa und faßte sich nach der Nase; denn die war in demselben Augenblick, da sie Pipi und Titi in Gänse verwandelte, um noch einen Zoll länger geworden.

„Das ist ihr recht!“ schrieken alle Vögel im Walde.

„Wartet!“ rief die Pomperipossa und ballte die Faust nach ihnen. — „Ich werde euch meine Zauberkräfte schicken!“

„Wir werden euch helfen“ — sangen die Vögelin und flogen davon, um den Storch zu ersuchen, dorthin zu kommen und ihnen einen guten Rat zu erteilen. Der Storch ist nämlich der weiseste von allen Vögeln;

denn er reist jeden Winter nach Agypten und studiert die Hieroglyphen auf den Pyramiden.

„Nun könnt ihr schwimmen, meine kleinen Gänse!“ sagte die Pomperipossa und trieb Pipi und Titi mit ihrem großen Stoß vor sich her. — „Das thut euch sehr gut und dann schmeckt ihr umso besser, wenn ich euch heute abend brate.“

Und dann trieb sie den armen Prinzen und die arme Prinzessin zum See hinunter.

„Kakata!“ jammerten sie; aber sie mußten in das kalte Wasser hinaus.

„Sagt ihr kakata?“ — fragte Pomperipossa. „Ihr meint wohl Pfannkuchen? Ja, Kuchen!“ höhnte sie sie.

Die verzauberten Gänse mußten kleine, schwarze Kaulquappen und nasses Gras fressen — das waren nette Pfannkuchen!

Pomperipossa stand am Ufer und stieß sich ihre lange Nase, die jetzt gerade eben so lang war, wie ihre Beine. Da vernahm sie ein Knacken hinter sich im Walde und drehte sich herum.

Es war der Hofmarschall, der nach seinen hohen Stulpstiefeln zu Hause gewesen war und dann in größter Unruhe nach den verschwundenen Königskindern gesucht hatte.

„Ha!“ sagte der Hofmarschall, als er die Hexe erblickte.

„Pah!“ fuhr er fort und zog sein langes Schwert, um ihr die Nase abzuhauen.

Aber Pomperipossa verwandelte ihn im selben Nu in eine alte Krähe, die ängstlich am Ufer herumhüpfte und „Kra, Kra!“ schrie.

„Ja kräht und gackert nur!“ lachte Pomperipossa zufrieden. — „Euch kann nichts aus eurer



Verzauberung erlösen, wenn ihr nicht den furchtbarsten Schrei zu hören bekommt, den man sich auf der Welt denken kann. Denn dann bekommt alles, was ich verzaubert habe, seine richtige Gestalt wieder, und dann werde ich selbst zu einem Stein. Aber wir wollen hoffen,

daß das noch in Millionen Jahren nicht geschieht“, — sagte Pomperipossa und schnupfte ein Pfund Schnupftabak auf.

„Das möchte dir passen“, schriean all die kleinen Vögelin, die zusammen mit dem weisen Storch wieder zurückgekommen waren.



„Sie ärgern mich, so daß mir die Nase ganz heiß wird!“ brauste Pomperipossa auf und steckte ihre Nase in den See, um sie zu kühlen.

Aber seht, das hätte sie niemals thun sollen!

Denn unten in dem See lebte ein großer Krebs, der seit drei Tagen nichts zu Mittag gegessen hatte. Und dieser Krebs kniff sich mit seinen großen Scheren an der langen Nase der Pomperipossa fest. Und Pomperipossa schrie so furchtbar, daß sie im ganzen Gesichte blau wurde, wie eine Pflaume. Aber der Krebs ließ doch nicht los.

Da schrie die Here noch furchtbarer, so daß man es bis weit unten in Afrika hörte.

„Das war der furchtbarste Schrei, den man sich auf der Welt denken kann!“ sagte der Storch. Und er sprach die Wahrheit; denn kein Vogel kann lügen.

Flugs, flugs, flugs, löste sich Pipis und Tisis Verzauberung, und die weißen Gänschen wurden wieder Prinz und Prinzessin. Und die alte Krähe, die am Strande herumhüpfte, wurde gleichzeitig wieder zum Hofmarschall mit Orden und Perücke und Schwert und Stulpstiefeln.

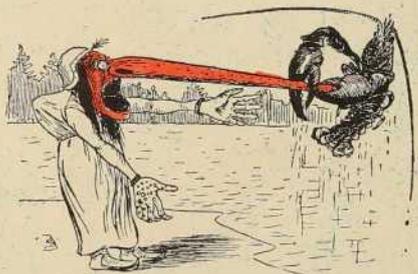
„Was? Ah! Gurra!“ sagte der Hofmarschall, und das war die längste Rede, die er noch gehalten hatte. Und er nahm Prinz Pipi und Prinzessin Tisi, jeden an eine

Hand, und sprang mit ihnen, so schnell er konnte, durch den Wald zurück zum Schlosse, wo der König mit einer Reichsrute in der linken Hand und einem großen Reichsapfel in der rechten auf dem Throne saß und auf sie wartete.

Er war sehr zornig, daß sie so lange fortgeblieben waren.

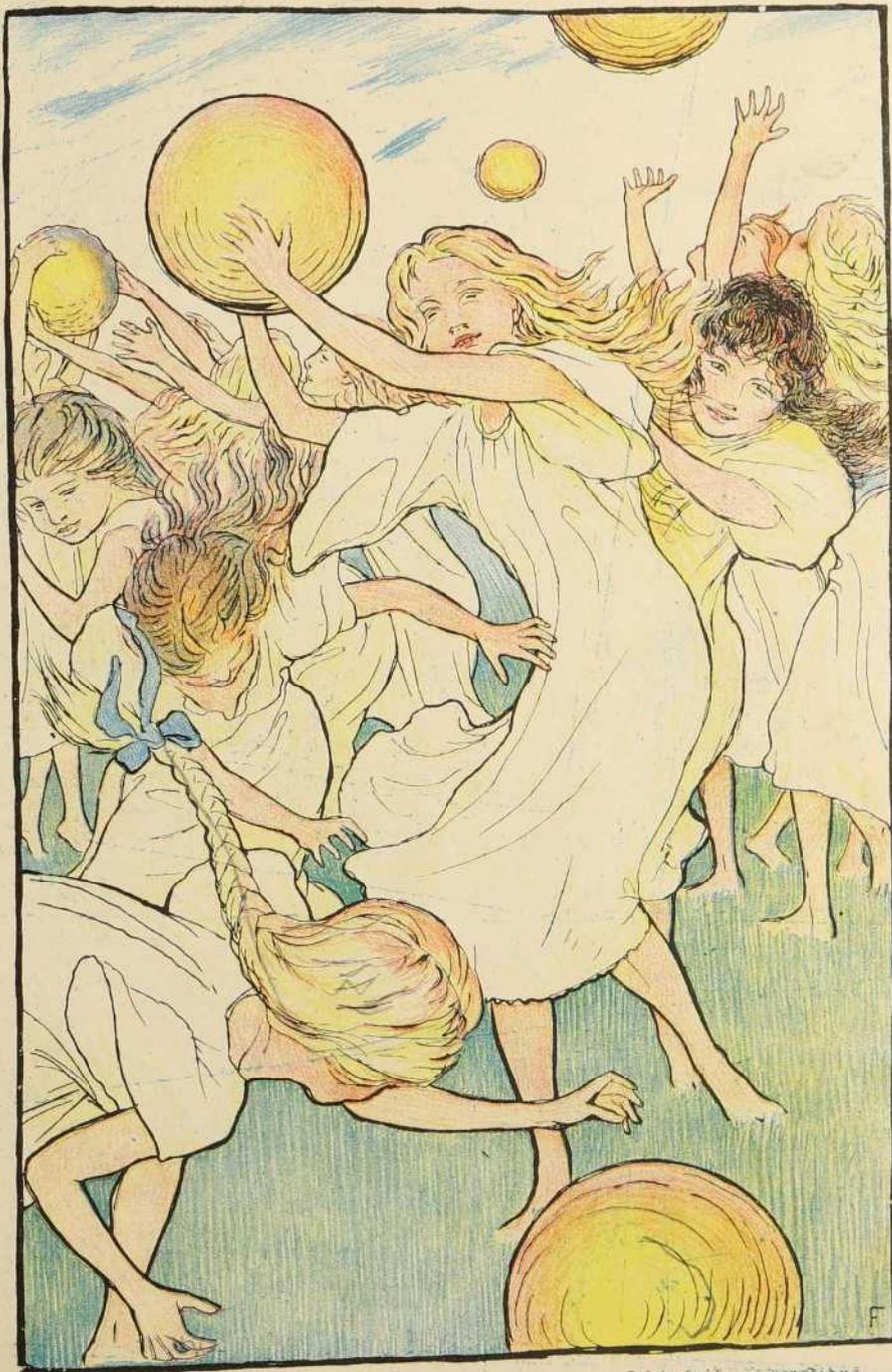
„Na!“ — sagte der Hofmarschall beruhigend. Und der König verstand sogleich, daß der Hofmarschall meinte, sie wären von Pomperipossa verzaubert gewesen und hätten sich nicht helfen können. Da wurde der König gerührt und steckte die Reichsrute in die Halskrause des Hofmarschalls als eine ganz besondere Auszeichnung, dem Prinzen Pipi und der Prinzessin Tisi gab er aber jedem die Hälfte des großen Reichsapfels.

Aber Pomperipossa war zugleich in einen großen Stein verwandelt worden. Ihr könnt sie noch sehen, wenn ihr an jenen See kommt, obgleich sie nun ganz mit Moos und Unkraut bewachsen ist, so daß sie wie ein kleiner Hügel aussieht. Aber einmal im Jahre, an



demselben Tage, da sie in einen Stein verwandelt wurde, nimmt sie wieder ihre frühere Gestalt an. Und dann kneift der Krebs sie wieder in die Nase, und dann schreit sie wieder so furchtbar, daß es in den Bergen wiederhallt. Aber welcher Tag das ist — das weiß nur ich, und ich rede nicht darüber, und daher lohnt es nicht, daß ihr dort hinausgeht und nachseht; denn dann wird eure kleine Nase gerade ebenso lang, wie die Pomperipossas — und das wollt ihr doch wohl nicht?





Originalzeichnung von F. d. n. e.

WILLST DU MITSPIELEN?



Bigarette von Engelb. Weimer-München.

Der Puppenhimmel.

Von Detlev von Liliencron.

Klein Isolde sitzt bei mir im Sofa.
Klein Isolde zählt der Jahre vier erst.
Ihre Puppen bringt sie mir ins Zimmer
und berichtet mir dem feinen Stimmchen,
was mit ihnen lezthin sich begeben.

Nun die Nest, wie zeigt die sich aber:
Alle Glieder, alle Kleider, Strumpf und Schuhzeug
sind ja schwarz, als hätte der Schornsteinfeger
sie beim Wickel grad gehabt, Isolde.
Pfiu, wie kommt's, daß sie so garstig aussieht?
Klein Isolde spricht mit zartem Stimmchen:
„Nest fiel heut in den Kohlenkasten.“

Nein doch, was geschah mit Isidore?
Abgeschlagen ist das rechte Beinchen,
und der linke Arm ist fortgeflogen
und um Waschen ihr und Stirn und Augen
trägt Verbände sie und weiße Tücher.
Wie ereignete sich das, Isolde?
Und sie giebt mir Weinerliche Antwort:
„Vom Altare stürzte Isidore.“

Kosamündchen seh' ich nicht, Isolde.
Allerdings ist sie sehr krank gewesen,
hat die Cholera gehabt, die Armste.
Doch ich hoffe, daß sie wohl und munter.
Klein Isolde nickt mir widerger Miene:
„Kosamündchen ist im Puppenhimmel.“

Sieh' den Mond.

Sieh' den Mond, mein liebes Kind,
wie er lustig scheint,
wie er immer freundlich blickt,
wie er niemals weint.

Sieh' den Mond, mein liebes Kind,
wie er hell und rein:
So auch soll dein kleines Herz,
dein Gesichtchen sein!

Mia Holm.

Kinderreim.

Rische, rasche, rusche,
der Hase sitzt im Busche.
Woll'n wir mal das Leben wagen?
Woll'n mir mal den Hasen jagen?

Rusche, rasche, rische,
der Hase sitzt bei Tische.
Siehst du dort im grünen Kohl ihn?
Stink, nun lauf' mal hin und hol' ihn.

Rische, rusche, rasche,
hast ihn in der Tasche?
Was? Er ist ins Feld gegangen?
Aisch, kann nicht mal Hasen fangen!

Gustav Falke.

Unser Bäcklein und unser Käzchen.

Brief des Kleinen Lammchen an ihre Cousine Annchen.

Liebes Annchen!

Mit sind wir wieder aus der schönen Sommerfrische
daheim. Ja, schön war es, und oft seufzen wir, daß
wir noch dort wären, und doch, weißt Du, als wir
dort waren, haben wir uns oft nach all unsern
Sachen zu Haus gesehnt.

Wir waren fürchtbar weit von Hause oben im nordwegischen
Dochgebirge zur Sommerfrische. Kurz bevor wir wieder heim-
fahren sollten, bekam mein Bruder Karl von unserer Daus-
wirthin ein lebendes Bäcklein und ich ein lebendes Käzchen
geschenkt. Gest war nur Karl der Glückliche; aber nachdem er
sein Bäcklein bekommen hatte, mußte ich auch etwas Lebendes
haben und ließ ich der Frau keine Ruhe, bis sie mir ein junges,
braungelbes Käzchen geschenkt hatte. Zwar das Bäcklein war
doch noch schöner; aber das durfte ich Karl nicht merken lassen.
Er that ohnehin schon wichtig genug. Natürlich machte sich
Karl mit seinem Bäcklein sehr zum Narren. Er gab ihm
Butterbrot und ließ ihn aus seiner Tasse trinken, und eines
Abends fand Mutter ihn neben Karl in seinem Bett, worauf
Karl aber schleunigst das Bäcklein in den Stall hinabtragen
mußte. Ich durfte es nie anfassen, so neidisch war Karl darauf.

Na, dafür bekam ich meine Kage; sie war langhaarig
braungelb, gerade wie ein warmer Muff, und mitten in dem
Muff saßen zwei große, gelbe Augen. Mutter war merk-
würdigerweise nicht entzückt, als ich die Kage anbrachte.
„Solche Geschenke haben keinen Zweck!“ sagte sie. „Wenn wir
fortreisen, giebt es nur Klagen und Weinen!“

„Fortreisen?“ fragten Karl und ich wie aus einem Munde.
„Wir nehmen sie doch mit zur Stadt!“

„Seid ihr toll, nein, das geht nicht“, sagte die Mutter.

Aber wir bettelten und steheten so lange, bis sie doch ja
sagte; denn wir hätten viele Mäuse im Keller, und das Bäcklein
würde man schlimmsten Falls auch in der Stadt los werden.
Ich versprach, auf der Reise die Kage zu halten, und Karl
sein Bäcklein. Dann würden wir keine Unannehmlichkeiten
davon haben! Keine! Gar keine!

Na, dann kam die Abreise. Erst hatten wir einige
Meilen im Wagen zu fahren. Da sah Mutter, unsere beiden
älteren Brüder, Karl mit dem Bäcklein und ich mit dem
Käzchen, und dann eine Unmenge Plaidrollen, Fouragekisten,
Schwäls und Koffer. Viel Ruhe bekamen wir nicht; denn mein
Käzchen wollte nicht in seinem Korb sitzen, sondern hinaus
und sich die Gegend ansehen. Und der Bod wollte auch nicht

auf Karls Schoß liegen, sondern stieß fortwährend mit allen vier Füßen in die Luft hinaus.

Je mehr wir uns dem Seehafenort näherten, desto bedenklicher wurde Mutter: „Ach, hättet ihr doch die Tiere dazugelassen, wie wird es uns nur auf dem Schiff damit gehen!“ Als wir schließlich dorthin kamen, war es so spät, daß wir im Sturmlauf zum Dampfboot eilen mußten.

Das Boot war mit Passagieren überfüllt, meist feinen Damen und Herren, die Karl und mich mit den Tieren sehr mißtrauisch ansahen.

„Geht mit ihnen in die Kajüte!“ sagte Mutter, und wir kletterten hinab. Unten war kein Mensch, nur schlechter Geruch und rote Plüschsofas. Wir ließen unsere Tiere laufen. Es konnte ihnen ganz gut sein, ein bißchen die Beine zu rühren. Tripp, tripp, war das Böklein am Sofa und hiß eine große Dolde von einem Lederojen-Strauß ab, der da lag. Eine große violette Lederoje hing baumelnd an seinem Maul.

„Ach, bist du verrückt —!“ Aber die Lederoje war weg, und das Böklein tanzte schräg über den Kajütboden — da erkante vom Büfett ein Stoß, und es folgte ein scharfes Geklapper von Glas und Silberzeug. Die Kage war in eine große Mahmschüssel hineingesprungen! Und aller Rahm über das Sofa hin! Es ist ein schauderhafter Anblick, zwei Liter Rahm über ein rotes Plüschsofa hinfließen zu sehen! Ach, diese Angst! „Halt die Thür zu, Karl!“ schrie ich. „Ich will sehen, aufzutrocknen!“

Ich trocknete mit bebenden Händen mit meinem Taschentuch. Der Bod und die Kage leckten den Rahm auf. Karl hielt aus Leibkräften die Thüre zu. Aber es war ein Meer von Rahm — keine Möglichkeit, es aufzutrocknen!

„Was thun wir nur, Karl?“

„Laufen wir fort!“ erwiderte Karl. Und wir beide mit Böklein und Kage die enge Kajütentreppe hinauf. „Wenn sie nur nicht den Bod und die Kage über Bord werfen!“ meinte Karl bedenklich.

„Seid ihr wieder da?“ rief die Mutter.

„Ja — a — a!“

Wir liefen bis zur Vorderspitze des Bootes hinaus. Sonst fenne ich nichts Schöneres, als dort vorn zu sitzen und gleichsam nur zwischen Luft und Wasser zu schweben. Aber heute mußten wir immer an den ausgeflossenen Rahm denken. Karl schimpfte, daß ich nicht mehr aufgetrocknet hätte.

„Aber womit sollte ich denn austrocknen?“

„Na, mit deinem Regenmantel oder mit etwas aus den Koffern!“

Das war ein Gedanke. Vielleicht konnte ich etwas zum Austrocknen finden. Wir standen hinter dem Kasten auf, hinter dem wir gefessen hatten. Ach du Gott! — Da stand die Aufwärterin vor uns.

„Na, da seid ihr also — natürlich seid ihr es, die das unten in der Kajüte angerichtet haben!“

Ich sah Karl an, und Karl sah mich an. „Ja, die Kage warf die Schüssel um!“ sagte ich leise.

„Na, das sind schöne Geschichten!“ rief die Aufwärterin. „Nun sitzen wir schön d'rin — keinen Rahm zu den Multbeeren!“ Und das Sofa ist natürlich auch ruiniert! — Das wird eurer Mutter ein schönes Geld kosten! — Kommt mit zum Kapitän!“ und sie eilte uns voran.

Aber Mutter hatte auch schon alles erfahren und kam mit einem Gesicht auf uns zu, das ich nicht beschreiben kann. Und dann kam auch der Kapitän hinzu. Das gab eine Unterredung; denn der Kapitän war nicht sanft. Sie hätten nun kein Dessert für die Reisenden! Und Mutter mußte viel Geld bezahlen.

„Es ist ja ein Unsinn, mit so einer Menagerie zu reisen!“ sagte der Kapitän.

Alle Reisenden mußten die Multbeeren ohne Rahm essen und waren gewiß wütend auf uns. Mutter war ganz unglücklich! Die Kage aber lag behaglich auf meinem Schoß und blinzelte und schmirxte, so vergnügt war sie, und das Böklein

rieb den Kopf an Karls Jacke und sah ihn so treuherzig an, daß wir nicht auf sie schelten konnten. Es hätte wohl auch nichts genügt.

Auf der Eisenbahn begannen neue Unannehmlichkeiten. Niemand wußte, was ein Böklein Tracht kostet. Der Billeteur startete den Bod wie einen Uebelthäter an, und der Stationsvorsteher drehte seinen langen Schnurrbart. Sie blätterten Bücher durch und flüsteren. Schließlich erklärten sie, es sollte wie für eine Kuh bezahlt werden. Mutter schüttelte den Kopf und bezahlte. Ich war froh, daß ich meine Kage in einem Korbe hatte. Sie schlief wie ein Stein, und niemand sah sie. Da das Böklein so klein war, durfte Karl es ins Coupé nehmen.

„Gott sei Lob!“ sagte die Mutter, als wir alle saßen, „in fünf Stunden sind wir zu Hause.“

Im Coupé saßen zwei Damen, eine böse mit Borgnon, und eine freundliche dicke, mit reizenden, roten Kirschchen auf ihrem Hut. Der Bod stand auf der Bank und aß Cafés, und die dicke Dame lachte über ihn, daß sie sich schüttelte; die böse zog aber die Mundwinkel noch mehr herab.

Karl ließ seinen Bod der dicken Dame alle Kunststücke vormachen, die er konnte. Leider konnte er nur eines, nämlich auf zwei Beinen stehen. Aber wie er da so mit der unschuldigsten Miene stand, machte er plötzlich einen kleinen Satz und — wups — die schönen, roten Kirschchen von dem Hut der Dame trachteten zwischen seinen Zähnen.

„Mein neuer Hut!“ schrie die dicke Dame.

„Es ist zu toll, daß man dergleichen ausgelegt sein muß!“ sagte die böse Dame.

„Da hast du dich aber einmal genarrt“, sagte Karl; „denn du bekamst Glasbeeren, statt Kirschchen!“

Mutter aber verlor nun die Geduld. Der Bod wurde unter die Bank gesteckt und mußte da die ganze Zeit liegen bleiben. Sie bot der Dame Kuchen und Schokolade an und bat vielmals um Entschuldigung wegen der Aufführung des Bökleins, so daß die dicke Dame bald wieder ganz freundlich wurde. Der Bod hatte ja auch nur vier Kirschchen verpeißt; acht waren noch auf dem Hute geblieben.

„Ich hätte mir das nicht gefallen lassen!“ sagte die Dame mit dem Borgnon.

Mein Käzchen schlief die ganze Zeit.

Endlich fuhren wir in den Perron unserer Stadt ein.

Aber Mutter hatte doch recht; es ging in der Stadt nicht mit dem Böklein. Als wir am Abend ankamen, stand der Hauswirt in seiner Entreehäure. Weißt du, er kann uns stünder nicht leiden, wir lärmten ihm wohl zu viel im Haus! Als er nun gar das Böklein auf Karls Arm sah, wurde er sehr unangenehm. Er hätte seine Wohnungen nicht für Tiere eingerichtet, und der Bod mußte in den Rußenträumen verbleiben. Dann wurde das Böklein in den schwarzen Stohlenkeller eingesperrt und mußte dort die ganze erste Nacht zubringen. Armes Böklein, warum nahmen wir dich aus dem schönen, grünen Walde fort!

Als wir in den Keller hinunterkamen, tanzte er vor Freude auf zwei Beinen. Eines Tages nahm Karl ihn auf den Hof hinter; aber wups war der Bod über das niedrige Gartengitter und im Garten der Wirtin. Mutter stand oben am Fenster. Plötzlich sah sie, wie ein Jasminbusch seine Zweige tief herabneigte und gleich darauf ein Rosenstod umgegelte. Mutter öffnete schnell das Fenster: „Der Bod — Karl — hol den Bod!“

Aber auch in der ersten Etage öffnete sich ein Fenster, und die Frau des Hauswirtes war nicht sanft in ihren Worten.

So mußte denn das Böklein noch am selben Tag zum Schlächter geschickt werden, und nun hängt das Bodfell und verpestet unsere ganze Wohnung. Das ist alles, was wir von dem schönen Böklein übrig haben. Und das ist auch alles, was ich Dir heute schreiben wollte. Leb' nun recht wohl und besuche uns bald wieder einmal hier in der Stadt.

Deine treue Cousine

Danndchen.

*) Multbeeren sind eine Art Berg Himbeeren, die in Norwegen wachsen.



Der Kinder Abendlied.

Gedicht von Adelsheid Wette.

E. Humperdinck.

Sehr ruhig.

Gesang

Klavier

1. In den Zweigen die Vö - ge - lein
schla - fen schon und träu - men, wenn noch im sin - ken - den Däm - mer - schein Wol - fen rot sich
säu - men. Nun ist der Tag zur Ruh' ge - bracht: — Gu - te Nacht! Gu - te
Nacht!

p *p* *ped* *dimin.* *rit.* *pp*

2. An dem Bache die Blümelein
schlafen schon und träumen,
wenn über Kiesel im Mondenschein
Wellen lustig schäumen.
Das ist ein Träumen süß und sacht:
Gute Nacht! Gute Nacht!

3. In dem Bette die Kinderlein
schlafen schon und träumen,
wenn noch das emsige Mütterlein
waltet in den Räumen.
Schirme uns Alle Gottes Macht:
Gute Nacht! Gute Nacht!



Originalzeichnung von Hermann Kaulbach.

Die Weihnachts-Tüten.

Der Onkel brachte zwei „Bunte Tüten“ den Kindern mit — so groß, kaum zu tragen; ermahnte sie aber, sich davor zu hüten, daß sie sich damit verdürben den Magen.

Der Hans ritt gerade auf dem Steckenpferd und hatte nicht Zeit zum Essen. Die Liese lief schnell zu ihrem Kochherd, begann die Bonbons zu „messen“.

Sie „Fochte“ und „goh“ sie hin und her,
 beleckte sich dann die Finger,
 und dabei bemerkte sie mehr und mehr:
 ganz prächtig schmeckten die Dinger!

Der Hans hatte auch nun ausgespielt,
 schnell seine Tüte aufmacht er,
 und als er kaum hineingeschielte,
 und all' die Pracht sah — da lacht er.

Und „reiter“ sogleich zur Schwester hin:
 „Thu deine Tüte mir zeigen!
 Will sehn, in welcher Best' res darin!“ —
 Die Köpfschen sich drüber neigen.

„Ach Lieschen . . . wie leer ist denn deine Tüte?
 Hast du, was Onkel gesagt, schon vergessen?“
 Verlegen da Lieschens Wange erglühte:
 „Sie waren so süß . . . hab' sie aufgegesen!“

E. Brausewetter.



Rätselaufösungen.

Seite 15:

Rätsel von M. v. Eschen: Tannen-
 oder Christbaum.

Charade: Dornröschen.

Rätsel von Siebert: Strauß.

Seite 41:

Rätsel I von Gg. Lang: Muschel.

„ II „ „ „ „ „ Duseisen.

„ III „ „ „ „ „ „ Fluß.

Charade von Löwete: Weihnacht.

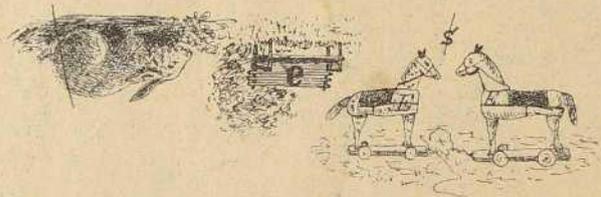
Silbenrätsel von Herm. Tauscher:
 Ga Zelle; Gazelle

Rätsel von Herm. Tauscher: Dein
 Schatten.



Bilderrätsel.

Die Auflösung bildet den
 Anfang eines bekannten
 Liedes.



Welches Lied ist gemeint?

(Die Auflösung steht auf
 Seite 41.)



An die geehrten Mitarbeiter und alle, die Dichterisches und
 Künstlerisches für Kinder schaffen wollen!

Dieser „Knecht Ruprecht“ soll nun alljährlich zu Weihnachten erscheinen, und immer wollen wir nur das wirklich Beste bringen, was wir an Werken, die für Kinder passen, bekommen können — nicht trocken Belehrendes, nicht einseitig Tendenzloses irgend einer Richtung, nicht Häßliches zur Abschreckung, sondern reine, echte, naive Kunst, heitere wie ernste, aber Kunst für das Kindergemüt und das Kinderauge. Wer so etwas zu schaffen vermag, wer sich hierdurch vielleicht angeregt fühlt, Kindern schöne Geistesgaben zu bieten, den bitten wir, uns solche einzusenden, und zwar recht bald.

Berlin W, Gleditschstraße 30.

Köln a. Rh.

Ernst Brausewetter.

Schaffstein & Co.

H/4D
398.3
KNE

Internationale Jugendbibliothek



047002332022



Hans: „Sag' mal, Vetter, kannst du raten, was ich mir nächstes Jahr zu Weihnachten wünsche?“

Max: „Nein, wie soll ich das denn raten — ich weiß nur, was ich mir wünsche.“

Hans: „Na, vielleicht ist es dasselbe! Heraus damit!“

Max: „Das nächste Heft vom „Knecht Ruprecht!“

Hans: „Siehst du wohl! Ganz mein Einfall! Alle Jahre kommt das auf meinen Wunsch-Zettel!“

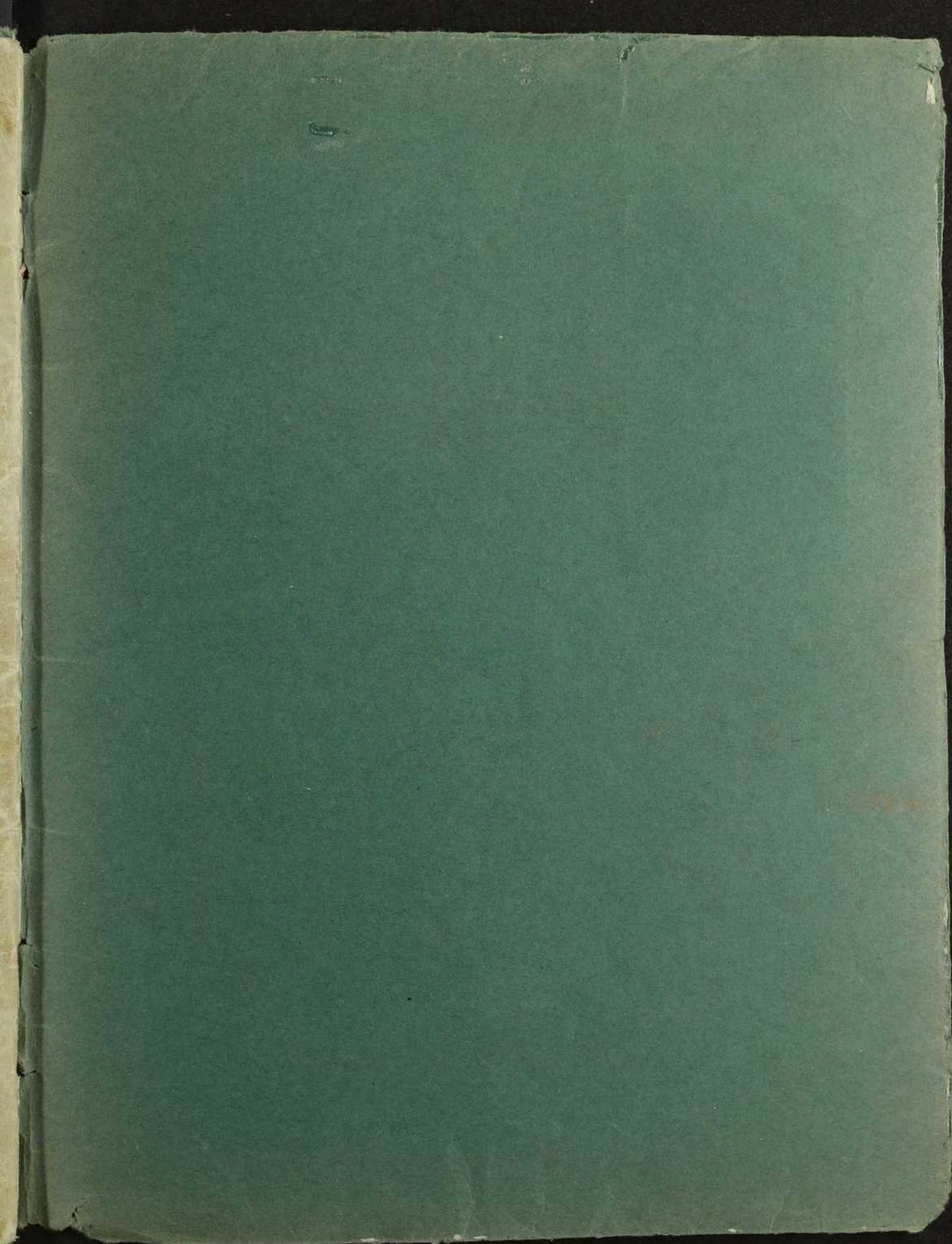
In unserem Verlage erschien das als Weihnachtsgeschenk sehr empfehlenswerte Prachtwerk:

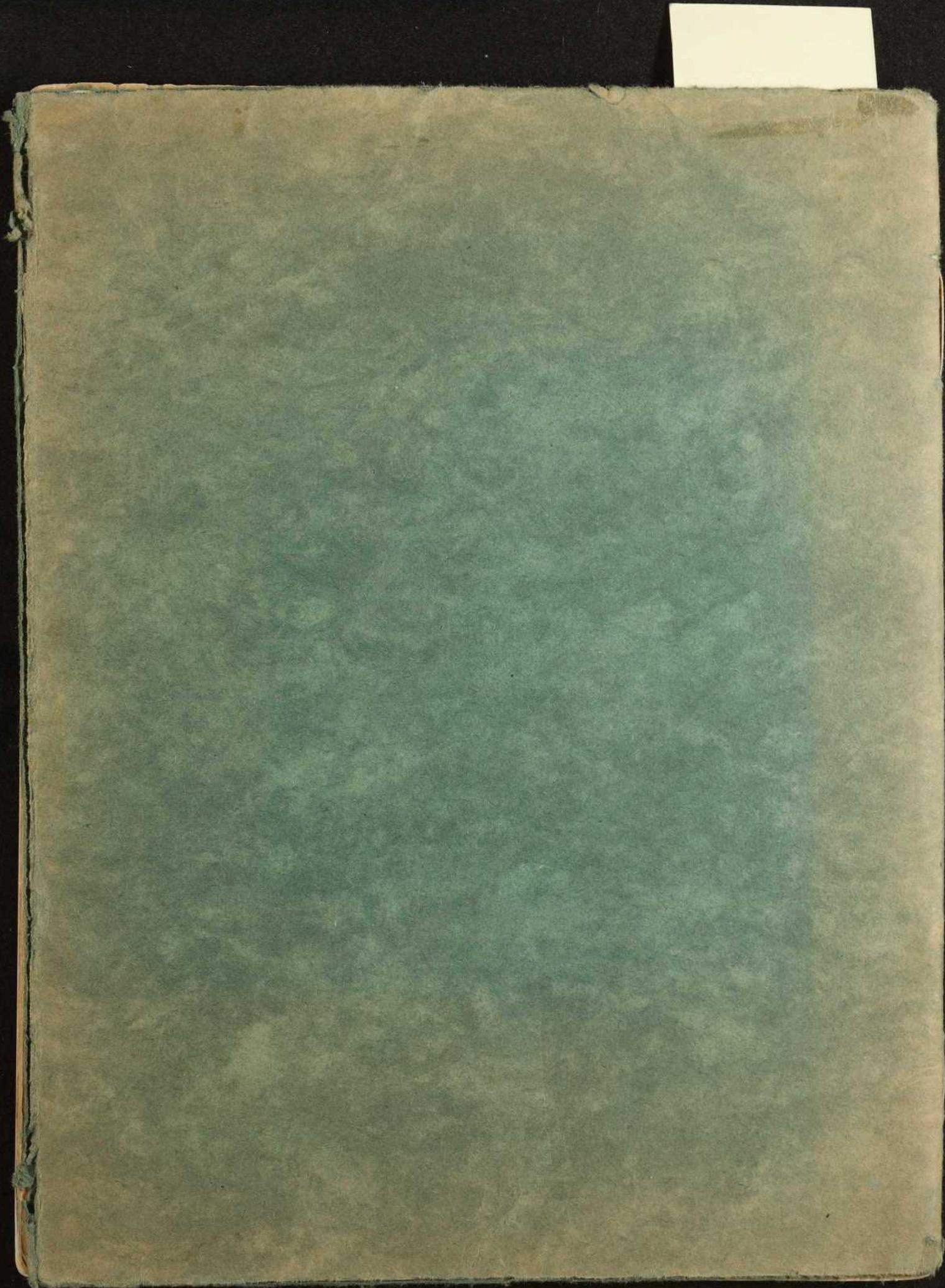
„Deutschland in Bildern.“

48 Städtebilder in Aquarelldruck in Prachtmappe. Preis 30 Mf.

Köln a. Rhein.

Schaffstein & Co.





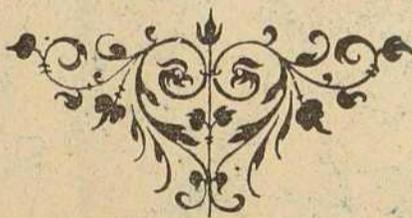
Knecht Ruprecht

Kinder-Weihnachtsblatt

Herausgegeben

von

Ernst Brausewetter



Verlag von Schaffstein & Co.

Köln a. Rhein.

Handwritten: H. B. a. l.

